

Sechs Fenster in die Vergangenheit

Archäologische Grabungen im Rahmen des
Interreg-Projekts „ArcheON“

Herausgeber: Gert Polster

Eisenstadt 2022

IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und Verlag
Amt der Burgenländischen Landesregierung
Abteilung 7 – Landesmuseum
7000 Eisenstadt, Museumgasse 1-5
Direktor: Mag. Gert Polster, MAS

AutorInnen: Krisztián Anderkó, Péter Balázs, Andrea Csapláros, Hannes Herdits, László Kolonits,
Alarich Langendorf, Gert Polster, Andreas Steininger
Übersetzer: Mark Boros, Gábor Gonda, András Vissi
Grafik, Layout: RABOLD UND CO., www.rabold.at
Druck: Europrint, Oberwart
Fotos: Landesmuseum Burgenland

ISBN 978-3-85405-247-0
Eisenstadt 2022

Die Autoren legen großen Wert auf die Gleichberechtigung der Geschlechter. Im Sinne einer besseren Lesbarkeit wird nur die maskuline Form gewählt. Dies impliziert keineswegs eine Benachteiligung des jeweils anderen Geschlechts.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten. Das Werk darf in keiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

INHALT

Das Projekt „ArcheON“ 4

Hallstattzeitliches Hügelgrab im Schandorfer Hügelgräberfeld 6

Das Hochplateau auf der Großen Plischa 16

Sé, Malomi-Flur 20

Das Mercurius-Heiligtum im Ruinengarten Járdányi Paulovics István, Szombathely 34

Die Wasserleitung von Savaria 44

Die Befestigungsanlagen von Burg 52

Gemeinsame Konservierung- und Restaurierungsarbeiten 58

Das Projekt „ArcheON“



Bild vlnr.: Hans Peter Neun, Stefania Grünwald, Gerhard Klepits, Andrea Csapláros, Gert Polster, Werner Gabriel

Wissenschaftliche Erkenntnisse der Archäologie touristisch umsetzen – dieser Gedanke stand im Zentrum des Interreg Projektes AT-HU „ArcheON“. Der Weg dahin war geprägt von einer gemeinsamen Erarbeitung der Inhalte durch die vier Lead-Partner, dem Savaria Tourizmus Szombathely, dem Tourismusverband Region Oberwart, dem Savaria Múzeum und dem Landesmuseum Burgenland. Als strategische Partner konnten das Institut für Urgeschichte und historische Archäologie der Universität Wien, das Universalmuseum Joanneum in Graz, die

Römerstadt Carnuntum, das Römer Flóris Múzeum in Győr, das Gőcseji Múzeum in Zalaegerszeg, das Magyar Nemzeti Múzeum in Budapest sowie das Institut für Archäologie der Eötvös Loránd Universität Budapest gewonnen werden.

Das durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung geförderte Projekt stellte die gemeinsame Entwicklung des ostmitteleuropäischen Kulturraumes sowie die touristische Inwertsetzung eines historischen und archäologischen Angebots

in der Grenzregion Österreich-Ungarn in den Fokus. Durch diese grenzüberschreitende Kooperation der musealen und touristischen Partner sollte das gemeinsame historische und archäologische Erbe touristisch sowie didaktisch sichtbar und wahrnehmbar gemacht werden.

Zur Erreichung des Zieles musste auf mehreren Ebenen und zum Teil parallel gearbeitet werden. Die Umsetzung der touristischen Teile des Projektes bedingte das Gewinnen von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Für die Erstellung einer touristischen Schatzkarte & Feldführer sowie einer Reiseführer-App sowie für die Errichtung von Info-Points war zunächst eine Verortung der archäologischen Hotspots eine grundlegende Voraussetzung. Am Beginn der Grabungskampagnen stand die Erstellung einer gemeinsamen archäologischen „Methodischen Guideline“, nach der die Grabungsteams arbeiteten. Darin wurden unter anderem nationale Richtlinien aufgenommen.

Aus wissenschaftlicher Sicht unterstrich das Projekt ArcheON nicht nur die langjährige gute Zusammenarbeit zwischen dem Landesmuseum Burgenland und dem Savaria Muzeum Szombathely, sondern hob diese zugleich auf eine neue Ebene. Die Erarbeitung gemeinsamer Richtlinien kann die Grundlage für weitere Forschungsarbeiten sein.

Begleitet wurde die fachliche Arbeit von einer bilateralen Arbeitsgemeinschaft. Sie hat die Arbeitsschritte in regelmäßigen Besprechungen kontrolliert und ausgewertet. Diese Kooperation der musealen und touristischen Partner war notwendig, um erstmals ein grenzüberschreitendes Grabungsprojekt durchführen zu können. Denn in den letzten 100 Jahren fanden archäologische Untersuchungen stets staatshoheitlich statt.

Das Untersuchungsgebiet liegt im östlichen Teil des Bezirks Oberwart/Felsőőr, Burgenland sowie im westlichen Teil des Bezirks Szombathely/Steinamanger, Vas beiderseits der Staatsgrenze von Österreich und Ungarn. Es lag bis zur Grenzziehung 1921 in der Administration desselben Komitats Vas/Eisenburg und kann als Jahrhunderte bzw. Jahrtausende alter gemeinsamer Kulturraum angesprochen werden, der reich an historischem und archäologischem Erbe ist.

Spuren menschlichen Lebens und Handelns in diesem Gebiet sind in allen historischen Zeiten seit dem Neolithikum nachweisbar. Das Grabungsprojekt verteilte sich auf sechs Einzelkampagnen, drei in Österreich und drei in Ungarn. Die sechs Grabungsorte in Szombathely, Dozmat und Sé sowie in Burg, Schandorf und auf der Großen Plischa bieten Fenster in unterschiedliche Zeiten der Vergangenheit.

Im Jahr 2019 wurde im Ruinengarten von Szombathely im Bereich des Merkur-Tempels zur Klärung von aktuellen Forschungsfragen neuerlich gegraben.

Im selben Jahr wurden auf dem Höhenrücken der Großen Plischa in der Gemeinde Weiden bei Rechnitz keramische Streufunde aus der Bronzezeit ergraben.

2020 wurden Untersuchungen an der 7000 Jahre alten Kreisgrabenanlage von Sé sowie an der römischen Wasserleitung in Dozmat durchgeführt.

Auf österreichischer Seite untersuchten die Archäologen im gleichen Jahr erstmals den mittelalterlichen Hausberg in der 7500 Jahre alten Burganlage von Burg in der Gemeinde Hannersdorf.

Den Abschluss der Grabungskampagne machte 2021 die Erforschung eines Hügelgrabes im Gräberfeld von Schandorf, dem größten Hügelgräberfeld Europas.

Die Grabungen waren derart organisiert, dass die interessierte Öffentlichkeit Zugang hatte und wissenschaftlich betreut wurde. Dabei wurden sowohl die arbeitstechnischen Schritte erklärt, als auch erste Forschungsergebnisse präsentiert. Eine Wanderausstellung sowie diese Publikation verstehen sich als Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse und Vorstellung des Projektes.

Gert Polster



Hallstattzeitliches Hügelgrab im Schandorfer Hügelgräberfeld

Zwischen den österreichischen Katastralgemeinden Burg und Schandorf sowie dem ungarischen Vaskeresztes erstreckt sich ein Hügelgräberfeld von europäischer Bedeutung. Es weist nach dem Forschungsstand der 1980er Jahre mindestens 232 Grabhügel auf, deren vier Gruppen anhand einzelner Grabungen und Einzelfunde der älteren Eisenzeit (Gruppen I, II und IV) sowie der römischen Kaiserzeit (Gruppe III) zugewiesen werden können. Durch das Vorliegen von ALS-Daten, die in der Hügelgräberforschung mittlerweile ein unerlässliches Hilfsmittel darstellen, rückte das Gräberfeld wieder vermehrt in das wissenschaftliche Interesse, ohne jedoch konkret bzw. systematisch beforscht zu werden.

Die als auffällige Landschaftsmarken wahrnehmbaren Hügel des Schandorfer Gräberfeldes sind der lokalen Bevölkerung unter verschiedenen Interpretationsansätzen seit jeher bekannt und dürften aufgrund ihrer mystischen Wirkung bzw. ihres potentiellen Fundreichtums immer wieder Anlass zu heute schwierig nachvollziehbaren Grabungen bzw. Beraubungen gegeben haben. Bereits vor 1870 wurden, vermutlich von Graf Stefan Erdödy, die zwei größten, ursprünglich wohl über 20 Meter hohen Hügel II/1 und IV/8 angegraben. Davon sind weder Dokumentationen bzw. Fundmaterial vorhanden. Die durch Karnitsch erstellte Auflistung der Hügel von 1937 nennt 14 weitere angegrabene bzw. beraubte Hügel. Heute finden sich durch den Stellungsbau des 2. Weltkriegs sowie intensives Berauben der Fläche durch Sondengänger kaum ungestörte Grabhügel.

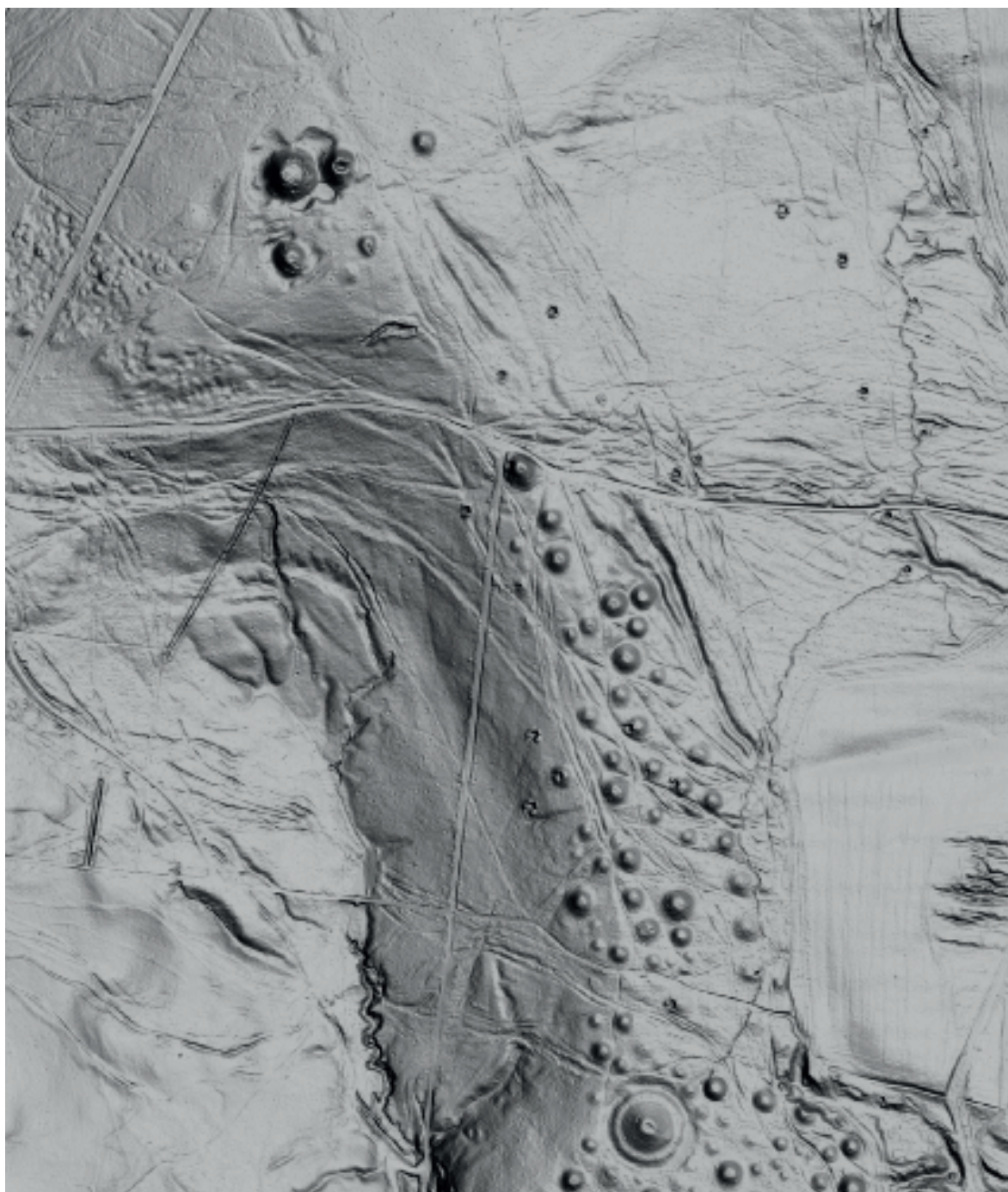
Wissenschaftliche Aufmerksamkeit erhielten die Hügelgräber von Schandorf erstmals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Flóris Römer, ein ungarischer Archäologe, Historiker und Kunsthistoriker der Universität Budapest 1876 beim 8. internationalen Kongress für Anthropologie und prähistorische

Archäologie in Budapest über ebendiese referierte. Dieses frühe Interesse am Gräberfeld schien jedoch wieder abzuebben, so dass weitere systematische Forschungen erst nach der Gründung des Burgenländischen Landesmuseums in den 1920er Jahren durchgeführt wurden.

1925 wandte sich der Rechnitzer Hauptschuldirektor Dr. Otto Aull in einem Brief an den ehrenamtlichen Konservator des Bundesdenkmalamtes Dr. Friedrich Hautmann und berichtet von einer Begehung der Grabhügel. Dieser Umstand sowie der Fund eines römischen Pfluges und zahlreiche Fundmeldungen des Schandorfer Pfarrers Jandrisevits veranlassten 1926 den Direktor des Landesmuseums, Alphons Barb, dazu, sich der Sache anzunehmen.

Barb erkannte zunächst, dass es sich bei den kleineren Hügeln (definitiv) um römische und bei den größeren (wahrscheinlich) um hallstattzeitliche Tumuli handeln müsse. Zudem teilte er den großflächigen Fundplatz zur besseren Übersicht anhand von Straßenzügen in vier bzw. fünf Sektoren: die Ost/West-Achse bildet hierbei die Straße von Burg nach Felsőcsatár, die Nord/Süd-Achse die NNO/SSW linear verlaufende Forststraße. Im Osten ergeben sich somit im südlichen Bereich der Sektor des „Herrschaftswaldes“ und im nördlichen Bereich jener des „Bauernwaldes“.

Der westliche Sektor wird durch einen zur Nord/Süd Achse parallel verlaufenden Weg in einen westlichen Sektor, jenen des „Adelwaldes“, und einen östlichen Sektor, jenen des „Pfarrwaldes“ unterteilt. Der nordwestliche Sektor des Pfarrwaldes wird schließlich noch als eigener Bereich des „Pfarrkmetenwaldes“ ausgewiesen, da dieser den Großteil der kleineren Tumuli enthält. 1930 wurden von Barb unter Mithilfe von Karl Halaunbrenner



zwölf Grabhügel des südlichsten Sektors des Pfarrkmetenwaldes, unmittelbar nördlich der Straße von Burg nach Felsőcsatár gelegen, ergraben.

Diese zwölf Hügel erwiesen sich mit einem Durchmesser von 7–12 m und einer Höhe von 0,6–1,2 m als eine eher homogene Gruppe. Sie enthielten alle neben einem Steineinbau einschlägig römisches Fundmaterial, sodass ihre Datierung in die frühe römische Kaiserzeit als gesichert gelten kann.

Eine weitere Grabungskampagne mit Paul Karnitsch-Einberger kam aufgrund der fehlenden Finanzierung nicht zustande. Er konnte jedoch erstmals eine systematische Erfassung der Hügel des ausgedehnten Gräberfeldes durchführen. Diese Erfassung bestand aus präzisen, parzellengetreuen, theodolitischen Vermessungen und Geländebegehungen, die Ergebnisse gipfelten im ersten und einzigen Gesamtplan des Gräberfeldes (Abb. XX). Karnitsch übernahm hierbei prinzipiell die Sektorengliederung von Barb, verfeinerte sie jedoch und ergänzte diese durch Nummern zu bis heute gültigen Gruppenbezeichnungen: Gruppe I im Herrschaftswald mit 94 Grabhügeln, Gruppe II im Herrschafts- und Pfarrwald mit 11 Hügeln, Gruppe III im Pfarrkmeten-, Herrschafts- und Bauernwald mit 86 Hügeln, Gruppe IV im Bauernwald mit neun Hügeln und Gruppe V im Adelwald mit vier Hügeln. Die 204 von Karnitsch festgestellten Hügel hat dieser nicht nur im genannten Situationsplan, sondern auch in Listen, welche jeden Hügel gruppenspezifisch numerisch mit Angabe von Höhe, Durchmesser und weiteren Angaben beschreiben, erfasst. Karnitschs Ersterfassung und Vermessung der Grabhügel kann definitiv als Pionierleistung bezeichnet werden, auch wenn die Zahl der im Schandorfer Wald auszumachenden Grabhügel heute (durch ALS, intensivere Forstwirtschaft etc.) deutlich höher ist – der im Zuge der Grabungskampagne 2021 untersuchte Grabhügel wurde von Karnitsch nicht erfasst und ist somit am Situationsplan von 1933 auch nicht verzeichnet.

Durch finanzielle Unterstützung vom Schandorfer Pfarrer Jandrisevits gelang es 1933 zusätzlich zur Erfassung des Gesamtbestands einen Hügel der Gruppe I zu ergraben (Nr. 41). Die Ergebnisse dieser Grabung sowie der zwölf römischen Tumuli

wurden durch Barb und Karnitsch zusammen mit den Daten der Gesamterhebung 1937 publiziert und bildeten bis heute neben den ungarischen Rettungsgrabungen von 1978/1979 die Grundlage der Forschung zu den Schandorfer Hügelgräbern.

Der gewählte Hügel Nr. 41 war zu Beginn drei Meter hoch und wies einen Durchmesser von 22,25 m auf. Ergraben wurde er, indem von Süden her ein Schnitt bis zur leicht nach Osten versetzten Grabkammer getrieben wurde. Beim Anlegen des Schnittes konnten in der Hügelaufschüttung zahlreiche neolithische Funde geborgen werden, folgerichtig wurde geschlossen, dass für die Anlage des Grabhügels Material verwendet wurde, das umgelagerte Funde einer älteren Siedlung enthielt.

Die Oberkante der aus Chloritschieferplatten gefügten und mit ebensolchen abgedeckten Grabkammer konnte bereits 0,5 m unter der Hügeloberkante festgestellt werden, sie enthielt eine Aschenschicht auf der die Fragmente von zerdrückten Gefäßen und weiteren Beigaben aus Bronze und Eisen lagen. Das Grabinventar befindet sich heute teilweise im Landesmuseum Burgenland (ein Teil verblieb bei Pfarrer Jandrisevits und gilt heute als verloren) und beinhaltet unter anderem Mehrkopfnadeln, ein Stiergefäß sowie ein rot-schwarz bemaltes Kegelhalbgefäß, das neben linearen und geometrischen Mustern eine stark stilisierte Menschengestalt wiedergeben könnte.

Durch das geschlossene Grabinventar kann Hügel I/41 eindeutig der Hallstattkultur (Stufe Hallstatt C, 7. Jahrhundert v. Chr.) zugeschrieben werden. Die Grabung von Hügel I/41 von 1933 stellte bis zur Grabung 2021 die letzte feldarchäologische Forschung zum Schandorfer Hügelgräberfeld auf österreichischem Staatsgebiet dar. Jenseits der Grenze setzt sich das Gräberfeld auf dem Gemeindegebiet des ungarischen Vaskeresztes fort, sodass, nach unterschiedlichen Zählungen, die Anzahl der Hügel von Gruppe I eigentlich von 96 auf etwa 160 zu erweitern wäre. Viele dieser Hügel wurden leider bei der Anlage des Minengürtels des ehemaligen „Eisernen Vorhanges“ vernichtet.

Die Frage nach der zum Gräberfeld gehörenden Siedlung

Schon Barb schrieb 1937, dass bei der Erforschung der Grabhügel im Schandorfer Wald, obwohl die Hügel ansehnliches Fundmaterial bergen, eigentlich die zu den Bestattungen gehörende

Siedlung, und nicht die Gräber selbst das Primäre seien. Die römische Siedlung, zu denen die frühkaiserzeitlichen Tumuli vermutlich gehören, lokalisierte bereits Barb auf Grund verschiedener Fundauflesungen im Bereich zwischen Burg und Schandorf, die Verortung einer hallstattzeitlichen Freilandsiedlung zu den zeitgleichen Hügeln konnte damals mangels entsprechendem Fundschleier auf den umliegenden Ackerflächen nicht eindeutig genug durchgeführt werden und ist bis heute ausständig.

Kaus und Sauer vermuten in Burg den möglichen Sitz der im Schandorfer Gräberfeld Bestatteten. Die befestigte Siedlung von Burg, die ca. in 2 Kilometer Entfernung (Luftlinie) liegt, erbrachte Funde aus der älteren und jüngeren Jungsteinzeit, der Bronzezeit, der frühen Eisenzeit, der provinzialrömischen Kaiserzeit und aus verschiedenen Siedlungs- und Befestigungsphasen des Mittelalters. Bei der Errichtung des Kriegerdenkmals 1935 folgten auf Ulbrichs Vermessungen und Geländeaufnahmen 1952 die (bis 2020) ersten Probegrabungen, die eine Besiedelung des Areals vom dritten Jahrtausend v. Chr. bis in das 15. Jahrhundert. n. Chr. belegen. Die Jungsteinzeit ist hierbei durch vereinzelte Funde der linearbandkeramischen Zeit und der Lengyelkultur vertreten, bronzzeitliche Elemente (mittelbronzzeitliche und urnenfelderzeitliche Keramik) sind, im Gegensatz zur Hallstattzeit, nur schwach vertreten. Im 10./11. und 13. Jahrhundert folgte laut Befund eine erneute Befestigung des alten Siedlungsplatzes.

Der seit jeher gestellten Frage, „ob sich unter der eindrucksvollen mittelalterlichen Befestigung vielleicht auch eine hallstattzeitliche »Burg« befindet“, konnte 2020 im Rahmen des Interreg-Projekts ArcheOn durch zwei Grabungsschnitte erstmals nachgegangen werden: Als ältester Befund konnte dabei im Kernbereich der mittelalterlichen Burganlage eine Abfolge von Lehmplanien mit größeren (etwa 2 m im Durchmesser) Abfallgruben und Hüttenlehmablagerungen angeschnitten werden, welche geschlossen Material der Hallstattzeit, etwa rot-schwarz bemalte Ware mit erhaltenen Farbresten, enthielten. Aufgrund des kleinflächigen Grabungsausschnittes konnten keine weiteren Interpretationen zu den hallstattzeitlichen Siedlungsbefunden getroffen werden. Die jüngste eisenzeitlich zu datierende

Stratifikationseinheit bildete eine mit zahlreichen Holzkohle- und Hüttenlehmfragmenten sowie Keramik und Tierknochen versehene Brandschicht über einer seichten, mindestens 3 x 2 m großen Grube, die möglicherweise als Rest eines durch Schadfeuer abgekommenen Gebäudes interpretiert werden kann. Neben diesen geringen Resten lassen vor allem die in jüngeren Straten häufig auftretenden hallstattzeitlichen Funde (Fragmente von Einzugsrandschalen, graphitbemale Ware, Ränder mit Fingertupfendekor) auf eine intensive, anhaltende Besiedlung dieses topographisch günstig gelegenen Bereiches während der frühen Eisenzeit schließen.

Eine Verbindung zwischen der (bis dato nur in kleinen Ausschnitten fassbaren) hallstattzeitlichen Siedlung in Burg und dem Gräberfeld im Schandorfer Wald ist somit naheliegend, eine eindeutige, konkrete archäologische Evidenz gibt es bislang jedoch nicht. Zukünftige Forschungen an beiden Fundplätzen werden zur Beantwortung dieser hochspannenden Frage beitragen.

Topographische Voraussetzungen

Die Grabhügelgruppen im sog. Herrschafts-, Bauern- und Adelswald zwischen Burg und Schandorf folgen topographisch einem Höhenrücken, der sich U-förmig um eine von Quellbächen durchzogene Talmulde legt, die im Süden vom steil abfallenden Tal der Pinka abgeschnitten wird, in welche die Gewässer aus der umschlossenen Senke auch als Zubringer einmünden. Nach Norden bildet der Rücken eine leichte Anhöhe aus, welche nach Westen und Osten ausläuft. Die mit Abstand größte, von Barb mit der Nummer I versehene Gruppe zieht sich dabei entlang des östlichen Rückens und wird sich ursprünglich in östlicher Richtung über die heute österreichisch-ungarische Grenze fortgesetzt haben, wo sich allerdings durch die Anlagen des Eisernen Vorhanges und intensive Ackerbewirtschaftung der Flächen nichts erhalten hat.

Der gesamte Bereich der vier Grabhügelgruppen zeigt sich seit den ersten wissenschaftlichen Untersuchungen vollständig bewaldet, ein Zustand, der zumindest ab dem ausgehenden 18. Jh. bestanden haben muss, nachdem bereits in der Josephinischen Landesaufnahme die durchgehenden Waldflächen

verzeichnet sind. Für den Erhalt der Hügelgräber ist diese Kontinuität der bis heute anhaltenden Wald-Bewirtschaftung dieses Gebiets als ausgesprochener Glücksfall zu sehen. Wie sich die Situation in vorgeschichtlicher Zeit präsentierte, ist hingegen fraglich, zumal bis dato keine archäobotanischen Untersuchungen in der Region vorliegen, die fundierte Aussagen erlauben würden. Allein die repräsentative Bedeutung von Hügelgräberfeldern im Allgemeinen lässt eine vollständige Bewaldung des Areals in der Hallstattzeit oder während der römischen Kaiserzeit unwahrscheinlich erscheinen. Unbewaldet würde das Schandorfer Grabensemble eine landschaftlich eindrucksvollere Wirkung gehabt haben.

Am nordwestlichen Ende der Gruppe I situiert, bildet der für die Kampagne 2021 gewählte Hügel mit seinem vor Grabungsbeginn 15 m betragenden Durchmesser einen von mindestens 5 kleinen, relativ freistehenden Exemplaren, die in Nord/Süd-Richtung verlaufend deutlich größere (bis zu 30 m im Durchmesser) und dicht aneinandergereihte Hügel im Osten und Norden flankieren. Jene des nördlichen Gruppenabschnittes weisen durchwegs sehr unterschiedliche Größen auf und lassen auch kein offensichtliches räumliches Muster in ihrer Verteilung und Dichte erkennen. Viel eher wirkt die Nekropole hier wie ein unsystematisch gewachsenes Ensemble. Zahlreiche ehemalige Wasserläufe des ursprünglichen Feuchtbodengebietes charakterisieren neben Altpfaden als Furchen das Gelände. Im Laserscan zeichnen sich weiters die Störungen durch militärische Aktivitäten während des Zweiten Weltkrieges in Form von geschützten Schützen- und Verbindungsgräben sowie Teilen des „Südostwalles“ außerhalb- sowie Stellungen in den Hügeln ab.

Während Entnahmegräben vereinzelt an den größeren benachbarten Hügeln ab einem Durchmesser von ca. 28 m auftreten, sind diese bei kleineren Exemplaren, wie dem hier besprochenen, durch Fernerkundung nicht zu erkennen. Radial um die Außenkanten zeigte sich lediglich ein maximal 7 m breiter Streifen, der auf erosionsbedingt abgerutschtes Aufschüttungsmaterial schließen lässt. Vor Beginn der Maßnahme war die Oberfläche des gewählten Hügels, von Baumgruben abgesehen, gänzlich unversehrt.

Um den ursprünglichen Aufbau des Hügels und die topogenetischen Prozesse, die zu seiner heutigen Erscheinung geführt haben, möglichst lückenlos nachvollziehen zu können, wurde die vollständige stratigraphische Grabung der gesamten Hügelfläche als Herangehensweise gewählt. Von den 26 festgestellten stratigraphischen Einheiten wurden lediglich der Oberboden sowie die massiven und völlig homogenen obersten Aufschüttungsschichten (SE02-04) maschinell mittels Bagger (2,0 Tonnen) abgetragen, das Ergraben der Kammer und der in geringerer Stärke aufliegenden Schichtabfolgen wurde durchgehend manuell durchgeführt. Alle der Kammerverfüllung zuzuordnenden Schichten wurden vollständig gesiebt und daraus jeweils ein Sample zur Flotation am burgenländischen Landesmuseum entnommen. Stark holzkohlehaltige Straten wurden zur Altersbestimmung mittels ¹⁴C-Analysen beprobt.

Grabungsergebnisse

Die Maßnahmenfläche F01 wurde als genordete, 15 x 15 m große Fläche so angelegt, dass der gesamte Bereich der erkennbaren Hügelhebung erfasst und so deren vollständige stratigraphische Dokumentation gewährleistet wurde. Nach Rodung des Baumbewuchses durch Mitarbeiter der bischöflichen Forstverwaltung und dem Abtrag des Waldbodens kam bereits die flächig auftretende Abfolge der jüngsten Hügelaufschüttungen zu Tage, welche sich ebenfalls durchgehend ohne Störung zeigte.

Auffällige, blaugraue Lehmeinschlüsse in den insgesamt bis zu 0,6 m massiven Aufschüttungen SE02 und SE03 lassen auf umgelagertes anstehendes Bodenmaterial schließen, das aus der unmittelbaren Umgebung entnommen wurde. Es wurde aus diesen Straten auch vereinzelt auftretendes Fundmaterial geborgen, das dem Mittelneolithikum (Lengyelkultur) sowie der Bronzezeit zuzuweisen ist. Eine ähnliche Situation konnte schon bei den Altgrabungen des Hügels 41 am südlichen Ende der Gruppe I im Jahr 1933 festgestellt werden. Der östliche Höhenrücken des Hügelgräberfeldes dürfte in älteren prähistorischen Phasen also besiedelt gewesen sein, sofern man davon ausgeht, dass das Hügelmaterial vor Ort entnommen wurde. Als jüngste Funde kamen hallstattzeitliche Keramikfragmente in den Aufschüttungen zu Tage, welche als Terminus post quem einen ersten Hinweis auf die Entstehungszeit des Grabhügels liefern.

Als nächstältere Aufschüttungsphasen sind mit den Schichten SE04, 05, 06, 09 und 10 Materialaufträge zu nennen, die im Gegensatz zu den obersten, abdeckenden Lehmschichten 02 und 03 nicht vollflächig aufgebracht wurden sondern die nach Verschluss der Hauptbestattung jeweils nur einen abgegrenzten Bereich im Zentrum und vor allem am Rand der Grabkammer abdeckten. Der Schichtverlauf zeigte sich dabei meist unregelmäßig, die Kammer halbmondförmig umschließend, sodass sich für jede Schicht unterschiedliche Arbeitsrichtungen, aus denen vorrangig kompaktes, lehmiges Material gegen das Grab geschüttet wurde, nachzeichnen lassen. Im Bodenbefund zeichneten sich die Grenzen meist klar voneinander ab, die Zusammensetzung der jeweiligen Schichten ist insgesamt als auffallend heterogen zu bezeichnen. So wurde beispielsweise mit SE04 rötlicher, fester Lehm im SO, mit SE05 von N aus ebenfalls sehr festes Material, allerdings stark von Holzkohle durchsetzt, eingebracht.

Diese Unterschiede werfen die Frage nach der Provenienz des im Kontext einer Bestattung wohl lediglich in einem begrenzten Zeitraum aufgetragenen Materials auf. Möglich erscheint, dass an unterschiedlichen Stellen eines Platzes entnommen wurde, an dem entweder mit großem zeitlichen Abstand oder im Kontext der bevorstehenden Graberrichtung bereits menschliche Aktivität stattgefunden hat. Denkbar wären dabei wiederum zerstörte ältere Kulturhorizonte, wie sie in den obersten Aufschüttungen evident sind, oder der zur Bestattung gehörende Verbrennungsplatz selbst, nachdem, wie noch gezeigt werden soll, es sich beim vorliegenden Fall um keine primäre Kremation handelt. Dafür spricht der Umstand dass, im Gegensatz zu den jüngsten vollflächigen Aufschüttungen, in den kleineren Einbringungen lediglich Funde der älteren Eisenzeit dokumentiert wurden, deren Spektrum zur Ausprägung der in der Kammer deponierten Objekte passt.

Mögliche Folgebestattungen über der Kammerabdeckung

Über der Grabkammerabdeckung wurden zwei stratigrafisch nebeneinanderliegende Befundsituationen dokumentiert, die in enger zeitlicher Abfolge zueinander nach Verschluss der Kammer entstanden sein müssen. So zeigte sich im Bereich über

der südöstlichen Kammerwand eine längsovale, 1 x 0,6 m messende flache Grube (SE14), die mit Leichenbrandresten und stark holzkohlehaltigem Lehm (SE13) über einer mit einzelnen, größeren Keramikfragmenten versetzten Sohle verfüllt war. Aufgrund der geringen Knochenrestkonzentration und fehlender weiterer Beigaben lässt sich diese Grube allerdings nicht ohne weiteres als abgegrenzte Nebenbestattung identifizieren.

Klarer zeigt sich die Situation beim zweiten über der Abdeckung liegenden Befund: Nur 0,5 m weiter östlich lag eine 0,4 m lange sowie 0,12 m schmale, halbmondförmig N/S-orientierte Konzentration an größeren, großteils kalzinierten, jedoch nicht vollständig verbrannten menschlichen Knochen (SE16) zusammen mit kleinteiligen Leichenbrandresten und vermischt mit Lehm auf einen Stein der Abdeckung gebettet. Am südlichen Ende der Konzentration wurden zwei vollständig erhaltene Miniaturbecher der sekundären Brandbestattung beigegeben. Es dürfte sich bei SE16 um eine unbestimmte Anzahl an Individuen unbekannten Alters und Geschlechtes handeln, die hier als Folgebestattung der in der Kammer beigeetzten Hauptbestattung noch vor Beginn der Hügelaufschüttungen beigelegt wurden. Ohne eine noch durchzuführende anthropologische Untersuchung der blockgeborgenen Reste sind weitere Aussagen schwer zu treffen. Lediglich die Beigabe der zwei Miniaturbecher lässt vermuten, dass es sich hierbei um eine zeitgleiche Kinderbestattung, wie sie allgemein bei Grabhügeln im Kontext einer Totenfolge vermutet werden, gehandelt haben könnte.

Die Grabkammer

Nach Abtrag sämtlicher aufliegender Schüttungen kam ab einem absoluten Niveau von 298,05 m die von jeglicher Beraubung unversehrt gebliebene Steinummauerung der Grabkammer zu Tage, die mit 2,8 x 2,8 x 0,6 m eine der Hügeldimension entsprechende Größe aufweist, wenn man die bereits ergrabenen Beispiele aus der Umgebung zum Vergleich heranzieht. Über einem Lehmsockel (mit Grube, siehe unten) wurden die bis zu 0,8 m breiten Wände aus großformatigen Bruchsteinen (0,4 x 0,3; 0,3 x 0,3; 0,16 x 0,8 m) strukturlos in Trockenbauweise in NW/SO-Orientierung zu einer innen unregelmäßig und außen nur annähernd quadratischen Kammer geschichtet und vermutlich bereits im Zuge der Errichtung mit der radial nach außen

abfallenden kompakten Lehmschicht SE09 gefestigt und dadurch am Umkippen gehindert. Die innere Form der Trockenmauer wird wohl durch die ursprünglich vorhandene hölzerne Grabkammer vorgegeben gewesen sein, deren Reste allerdings spurlos vergangen sind.

Spuren von direkter Hitzeeinwirkung waren an keiner Stelle der geschichteten Bruchsteinwände zu erkennen, zugleich weisen aber die darin festgestellten Verfüllungen durchgehend größere Mengen an Leichenbrand sowie Holzkohle- und Aschereste auf. Das oder die verstorbenen Individuen müssen also in Form eines Brandschüttungsgrabes in der Kammer beigelegt worden sein, was sich im archäologischen Befund anhand der Abfolge von zwei grauen Lehmschichten zeigt (SE17 und SE18, jeweils mit einer größeren Menge keramischen Scherbenmaterials versetzt), die über einer zu großen Teilen ungestört gebliebenen Lage aus unter der Last zerdrückten, aber noch in situ verbliebenen Gefäßfragmenten (SE19) auflagen. Dabei wies die obere Schicht SE17 einen deutlich geringeren Anteil an Kohle- und Leichenbrandmaterial auf, während in der unteren Schicht SE18 abgeschlossene Aschekonzentrationen, vor allem in der westlichen Kammerhälfte, zu beobachten waren. Wahrscheinlich sind die in situ befindlichen Gefäße am Boden der Kammer platziert worden ehe das übrige Material der Kremation zwischen und über diesen aufgeschüttet wurde.

Die Kammer wurde mit großformatigen Bruchsteinen (SE15) bedeckt, die im Grabungsbefund als Versturz bis zu 0,3 m unter die Oberkante der Kammerwände abgesackt vorgefunden wurden, ursprünglich aber auf einer nicht näher greifbaren Form von Holzdecke aufgelegt haben müssen, deren Verwitterungshorizont mit der oberen Schicht SE17 gleichzusetzen sein könnte. Beim Aufbringen der Steinabdeckung wurde nicht die gesamte Fläche vollständig ausgelegt, sondern in der westlichen Ecke ein etwa 0,9 × 0,9 m großer, annähernd quadratischer Bereich ausgespart, der sich bemerkenswert exakt mit der Lage und den Ausmaßen der am Boden desselben Ecks abgetieften Grube deckt. Die Interpretation dieses Befunds gestaltet sich durch den Mangel an Funden in der Grubenverfüllung SE20 und vor allem durch das Fehlen von Vergleichsbeispielen schwierig. Auch zeigen die innerhalb der Kammer befindlichen

Schichtverläufe keine weiteren Störungen, die auf das nachträgliche Eintiefen eines Schachtes im Westen der Kammer hinweisen würden. Viel eher scheinen sowohl die Grube am Boden als auch die Aussparung in der Abdeckung jeweils bewusst und in voneinander getrennten Bauabschnitten angelegt worden zu sein. Sollte die Aussparung im Deckel nicht zufälligen Ursprungs sein, wäre funktional eine mit dem Totenritual verbundene Interpretation eines Einstiegsschachtes verlockend, durch den die Grabkammer gefüllt worden sein könnte.

Über der Steinabdeckung wurde schließlich vollflächig eine Lehmschicht (SE07) aufgetragen, durch die erst der lückenlose Verschluss der Kammer erfolgte. Aus dieser konnte im Zuge der Maßnahme auffallend zahlreiches Fundmaterial geborgen werden, das, wie auch die Folgebestattung SE16 (s. oben), nach dem Verschluss auf der Kammer abgelegt wurde, ehe es zur Hügelaufschüttung kam. In situ verbliebene, zerdrückte Gefäße, die im Grabungsbefund als eigene Fundgruppen aufgenommen werden konnten, bestätigen diese Beobachtung. Besonders hervorzuheben sind dabei zwei annähernd vollständig erhaltene Becher, die ineinander gestülpt auf einem der abdeckenden Steine abgestellt wurden und im Zuge der Maßnahme en Bloc geborgen werden konnten. Deren Inhalt scheint in Teilen noch vorhanden zu sein, dessen nähere naturwissenschaftliche Untersuchung ist geplant.

Als die Kammerbedeckung dem Druck der Aufschüttung nachgab, kam es zum Absacken der Bruchsteine mit den darauf abgelegten Objekten in den Hohlraum und auf das darin befindliche Hauptinventar.

Als relativchronologisch älteste stratigraphische Einheit konnte eine Planierung aus dunkelbraunem bis rötlichem, sehr hartem und auch kompaktem Lehm mit zahlreichen Holzkohle-Einschlüssen dokumentiert werden (SE24), die mit Ausmaßen von ca. 10 x 12 m annähernd elliptisch über dem gewachsenen Boden SE26 aufgetragen wurde und so die erste vorbereitende Maßnahme zur Errichtung des Grabhügels darstellt. Nach unten hin dünnen die Holzkohle-Einschlüsse in SE24 vollständig aus und das Lehmmaterial scheint bei gleicher Farbe und Konsistenz sowie einem fließenden Übergang etwas feiner zu werden.

(separat als SE25 aufgenommen) – eventuell wurde hier im selben Arbeitsschritt zuerst feineres und nicht verunreinigtes Material aufgetragen, ehe SE24 aufgebracht wurde, oder es handelt sich um einen geologisch bedingten Übergangshorizont zum natürlich gewachsenen Boden SE26. Woher das stark Holzkohle-haltige, ansonsten jedoch fundleere Lehmmaterial der SE24 stammt, ist unklar, es handelt sich jedoch definitiv um herangebrachtes, verlagertes Material, da es sich eindeutig vom gewachsenen Boden SE26 (in Schnittverkleinerung 01 auf zirka 3 × 3 m als hellbrauner, feuchter, von Tonadern unterschiedlicher Farben durchzogener, fettiger und kompakter Lehm erfasst) unterscheidet. Aufgrund der Kompaktheit des Materials ist dieses, quasi als Grundfeste oder Fundament, als unterste Schicht des Grabhügels, auf dem das Gewicht der Grabkammer samt Steineinbau ruhte, durchaus als geeignet anzusprechen.

Da auf Beschluss der Projektleitung die aus Steinen geschichtete Einfassung der Grabkammer (SE08) erhalten werden sollte, konnte SE24 nicht vollflächig bis an ihre Unterkante abgetragen werden, sodass die Abtiefsarbeiten bei einer relativen Grabungstiefe von 2,8 m eingestellt wurden – in Schnittverkleinerung 01 sowie in weiteren Probesondagen im Bereich von SE24 konnte unter ebendieser jedoch nur SE25 und direkt daran anschließend der natürlich gewachsene Boden SE26 festgestellt werden.

Auf SE24 wurde mittig, abermals annähernd radial und mit einem Durchmesser von ca. 8 m, SE21 aufgetragen, eine ca. 0,8 m starke Aufschüttung aus hellbeigem, hartem und homogenem Lehm. SE21 ist als Unterbau für die Steinsetzung der Grabkammer anzusprechen und bildet eine Art Sockel für ebendiese – alle weiteren Aufschüttungen und Planierungen sowie die Grabkammer samt ihren Verfüllungen sind stratigraphisch jünger als SE21.

Das Fundmaterial

Im Zuge der Maßnahme konnten 4130 Einzelfunde geborgen sowie zwei kleinere Blockbergungen durchgeführt werden. Zudem wurde durch das Sieben des gesamten aus der Grabkammer gehobenen Materials 5677 g makroskopischen Leichenbrandes und 261 g an Buntmetallfragmenten festgestellt.

Das angetroffene Spektrum besteht abseits der anthropologischen Reste zu 98,3 % aus Keramik, die übrigen 1,7 % setzen sich aus Fragmenten von Bronzezierrat, Tierknochen, Mollusken, Eisen- und Schlackeresten sowie vereinzelt verbrannten Lehmstücken zusammen.

Interessant fallen die quantitativen Verteilungen der Funde auf die einzelnen Schichten bzw. die größeren baulichen Elemente des Grabhügels aus. So wurden in der Grabkammer mit 2293 Fragmenten oder 56,5 % am Gesamtbestand der zu erwartende Großteil der keramischen Objekte dokumentiert. Immerhin 1059 Fragmente und damit 26,1 % kamen direkt über der Kammerabdeckung zu liegen, während 650 Stücke (16 %) den Aufschüttungen zuzuordnen sind, wobei die Fundzahlen wohlgeordnet nicht die tatsächliche Anzahl an deponierten Gefäßen, sondern eher den Grad der Fragmentierung widerspiegelt und damit lediglich als Indiz für die ursprüngliche Verteilung herangezogen werden kann.

Aussagekräftiger fällt die Verteilung der abgewogenen Leichenbrandreste aus, wobei 4497 g, also 79,2 % auf der Abdeckung und nur 1041 g, bzw. 18,3 % aus der Kammer geborgen wurden. Offenbar wurde viermal mehr Leichenbrand auf- als in der Kammer deponiert. Selbst wenn man im Grabungsprozess auftretende Verzerrungen und Ungenauigkeiten berücksichtigt ist nicht von der Hand zu weisen, dass im vorliegenden Hügelgrab der Großteil der sterblichen Überreste nicht in der Kammer selbst bestattet wurde. Die sich auch im Grabungsbefund anhand von Knochenkonzentrationen und Beigaben abzeichnenden vermeintlichen Folgebestattungen der SE16 und 13 werden mit diesem Materialbestand in Zusammenhang zu bringen sein. Genaue Rückschlüsse auf die tatsächliche Anzahl von Individuen abseits der Hauptbestattung können damit noch nicht gezogen werden, da der gesamte Prozess der Kremation und des Depozierens zu viele im archäologischen Befund nicht ablesbare Unbekannte aufweist. Auch ist fraglich, ob im Zuge der Brandschüttung innerhalb und vor allem auf der Abdeckung die Abgrenzung zwischen Individuen überhaupt intendiert war und eine Durchmischung der Brandreste bereits zum Zeitpunkt der Einbringung bestanden hat. Eine anthropologische Analyse könnte hier allerdings noch wesentliche Hinweise geben.

Die Erhaltung des keramischen Materiales in- und auf der Kammer ist differenziert zu betrachten: Zum einen zeigte sich im Grabungskontext ein vollständiges, von sekundären Eingriffen verschont gebliebenes Bild mit am Boden und auf der Abdeckung noch in Situ befindlichen, zerdrückten Scherbenlagen und stellenweise großen Fragmenten, deren Oberflächengestaltungen sich noch gut erhalten haben. Zum anderen wurden die keramischen Objekte insgesamt in einem überwiegend auffällig kleinteilig zerscherbten und durch die Art und Weise der Kammerfüllung durchmengten Zustand vorgefunden, was die hohe Anzahl an Einzelfunden erklärt und eine Rekonstruktion des Grabinventars erschwert. Diese Restaurierung wird aktuell von den ungarischen Projektpartnern durchgeführt und verspricht weitere Aussagen zu Quantität und Qualität der Beigaben.

Der vor allem in der Kammer und auf deren Abdeckung, aber in geringerer Dichte auch in den Aufschüttungen dokumentierte Bestand an Bronzeobjekten zeigte sich durchgehend stark fragmentiert, großteils überhaupt nur in unter 2 mm großen Resten erhalten. Der Großteil ist nur in Form von Schmelztröpfchen erhalten. Lediglich vereinzelt waren auch größere Teile von Blechen, Gewandbesätzen und einer Fibel feststellbar. Die Verteilung der abgewogenen Bronzefragmente aus dem gesiebten Material entspricht jener des Leichenbrands, wenn auch nicht in derart starker Diskrepanz zwischen den Grabbereichen. So wurden 28,9% des Bestands auf der Abdeckung, 19,9% innerhalb der Kammer gefunden. Ähnlich zeigt sich das Verhältnis der Anzahl größerer Bronzefragmente mit 5 Objekten auf- und 3 in der Kammer. 1 Objekt wurde aus den Aufschüttungen geborgen.

Hannes Herdits, Alarich Langendorf, Andreas Steininger

Literatur

- ▶ A. Barb, Hügelgräbernekropolen und frühgeschichtliche Siedlung im Raume der Gemeinden Schandorf und Pinkafeld (Burgenland), Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 67, Wien 1937.
- ▶ M. Fekete, Rettungsgrabung früheisenzeitlicher Hügelgräber in Vaskeresztes (Vorbericht), in D. Gabler (Hrsg.): Acta Archaeologica Hungarica 7, Budapest 1985, S. 33-78.
- ▶ K. Kaus, Urgeschichtliche Grabhügel im Burgenland und in Westungarn, in: 17. Österr. Historikertag Eisenstadt 1987, Tagungsbericht, Wien 1989, S. 31.-36.
- ▶ K.Kaus, In memoriam Dr. med. Friedrich Hautmann 1890-1976, in: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv und Landesbibliothek (Hrsg.): Burgenländische Heimatblätter 52, Eisenstadt 1990, S. 167-177.
- ▶ K. Kaus, Urgeschichte und Römerzeit, in: Kulturverein Schandorf (Hrsg.): Schandorf - Cemba - Csem, Großpetersdorf 1994, S. 45-47.
- ▶ K. Kaus, Archäologische Objekte in burgenländischen Gemeindewappen, in: W. Gürtler (Hrsg.): Forscher - Gestalter - Vermittler: Festschrift Gerald Schlag, Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 105, Eisenstadt 2001, S. 181-194.
- ▶ K. Spindler, Totenfolge bei Skythen, Thrakern und Kelten, in: Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Abteilung Vorgeschichte der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V., Nürnberg 1984
- ▶ R. Tarпинi, Überlegungen zur Herausbildung hallstattzeitlicher Musterkanone am Ostalpenrand anhand des Beispiels der Kegelhalsgefäßverzierung, in: P. Anreiter u.a., Archaeological, Cultural and Linguistic Heritage, Festschrift für Erzsébet Jerem in Honour of her 70th Birthday, Budapest 2012, 575-585.
- ▶ O. H. Urban, Das Gräberfeld von Kapfenstein (Steiermark) und die römischen Hügelgräber in Österreich, in: J. Werner (Hrsg.): Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 35, München 1984.

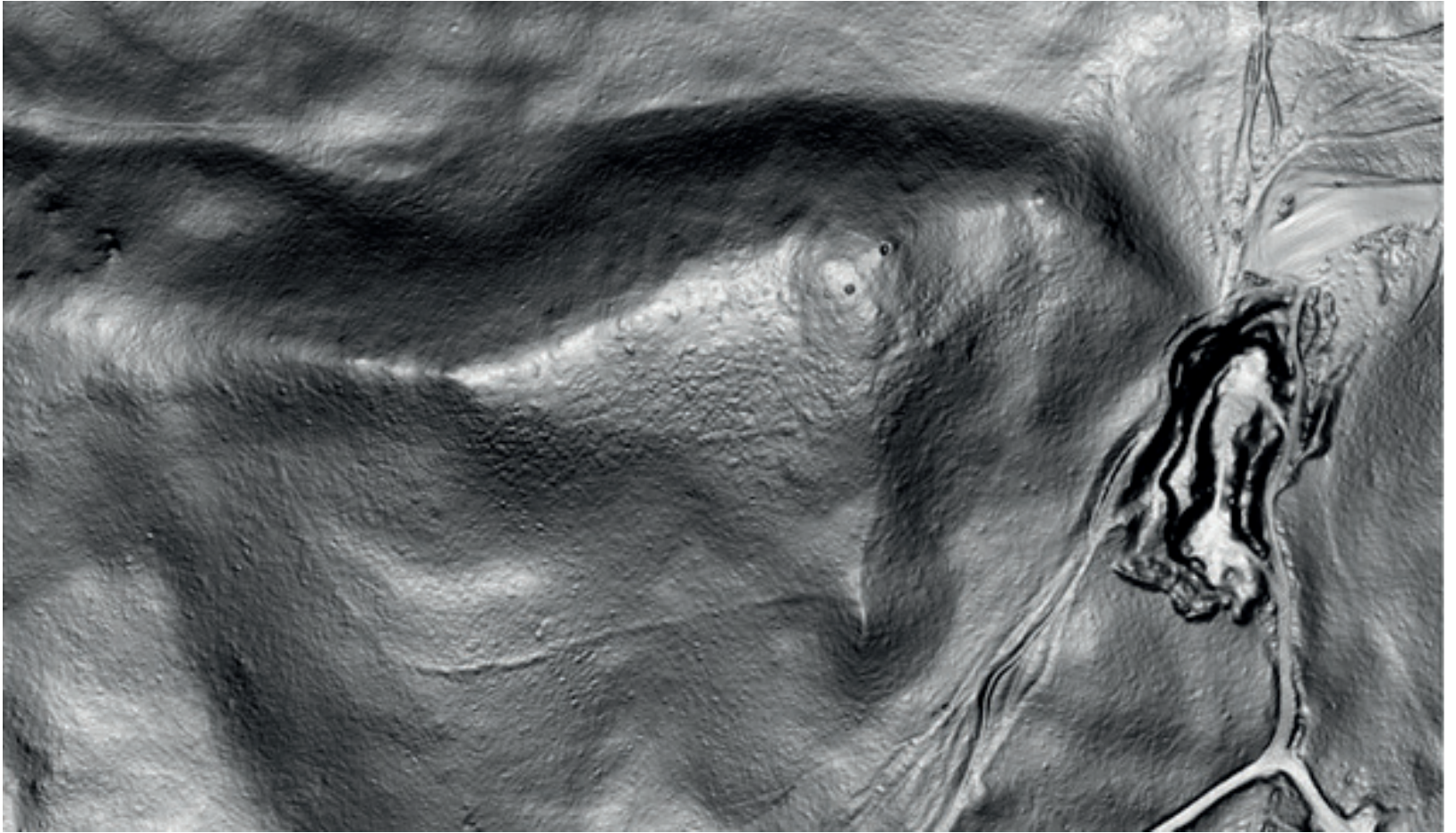


Abb. 1: Das Plateau der Großen Plischa auf dem Lidar-Scan des GIS Burgenland

Das Hochplateau auf der Großen Plischa

Die sogenannte „Große Plischa“ ist ein Höhenrücken in der Gemeinde Weiden bei Rechnitz im Bezirk Oberwart. Im Südbereich des Plateaus findet sich eine wallähnliche Struktur die den gesamten Höhenrücken umfasst. Von der 2012 erstmals als prähistorischer/historischer Luftbildbefund erfassten Fundstelle wurden 2017 die ersten Fundstücke spätbronzezeitlicher Keramik gemeldet. Diese ersten archäologischen Hinweise und die im Umfeld der Großen Plischa vorhandenen Rohstoffe wie Magnetit, Kupferkies oder Pyrit waren Anlass zur Integration dieser Fundstelle in das bestehende Projekt. Da bis zu diesem Zeitpunkt Hinweise auf eine Bergbausiedlung im Bereich der Rohstoffvorkommen fehlten, wurden von September bis Oktober 2019 zwei Abschnitte im Bereich des Plateaus untersucht.

Topografie und Bodenverhältnisse

Die Große Plischa liegt inmitten des sogenannten „Bernstein-Rechnitzer-Fensters“, einer geologischen Formation des Penninikums. Die Serpentine, Grünschiefer und Phyllite des Gebirges werden seit Jahrzehnten für Straßenschotterungen genutzt, die innerhalb der Formation, in Quarzgängen auftretenden Mineralien Kupferkies (sowie dessen Sekundärminerale Azurit und Malachit), Pyrit, Antimonit oder Magnetit wurden innerhalb der letzten Jahrhunderte unterschiedlich intensiv abgebaut und genutzt. Nordwestlich der Großen Plischa werden aktuell Chlorite für Bauprojekte abgebaut.

Die Grabungsflächen befanden sich auf dem Hochplateau, welches im Norden und Osten durch eine steile Geländeflanke begrenzt ist. Im Süden fällt das Gelände ebenfalls ab, hier sind allerdings mehrere Geländestufen vorhanden. Richtung Westen verjüngt sich die Fläche zuerst, um dann sanft abzufallen. Im Osten des Plateaus ist eine flächenmäßig kleine Kuppe ausgebildet, die in einer Geländestufe Richtung Westen in einen

größeren ebenen Bereich übergeht. Weiter Richtung Westen folgt ein weiterer Geländesprung nach unten. Dieser „tiefste“ Abschnitt ist flächenmäßig auch der Größte. Am westlichen Ende des Plateaus verjüngt sich die Fläche in der Nord-Süd-Ausdehnung um dann gering geneigt in einen Graben abzufallen. Auf eine maximal 15 cm dicke Oberbodenschicht folgte der anstehende Felsen aus Serpentin. Der Oberboden war stark humos angereichert und kann als typischer Waldboden angesprochen werden.

In den freigelegten Flächen wurden ausschließlich zahlreiche vereinzelte Keramikfragmente geborgen. Die größtenteils prähistorischen Scherben sind in den meisten Fällen spätbronzezeitlich bis früheisenzeitlich, in zwei Fällen kupferzeitlich zu datieren.

Um die menschlichen Aktivitäten auf der Großen Plischa zeitlich näher einordnen zu können, wurden mehrere Fragmente mittels einer sogenannten Thermolumineszenzdatierung untersucht. Dabei wurde eine Datierung um 1000 v. Chr., jedoch auch in zwei Fällen eine Datierung um 1000 n. Chr. ermittelt. Da die Methode jenen zeitlichen Wert wiedergibt zu welchem die Probe zuletzt um die 500 Grad Celsius hatte, könnte es sich bei der jüngeren Datierung um eine Erhitzung der Scherben durch einen Waldbrand handeln. Ob dies absichtlich, möglicherweise um Weideland zu bekommen, oder unabsichtlich durch ein verunglücktes Lagerfeuer verursacht wurde, kann jedoch nicht näher ermittelt werden.

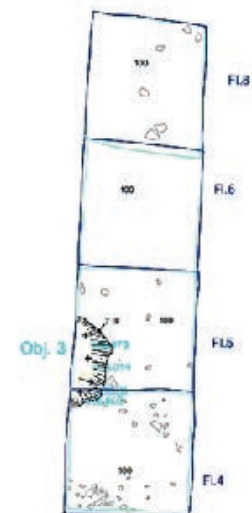
Mit Sicherheit lassen sich auf Grund der Fundmaterialien kupferzeitliche, spätbronzezeitlich/früheisenzeitliche und hochmittelalterliche Aktivitäten nachweisen. Die kupferzeitlich anmutenden Scherben sind „untypisch“ für das Burgenland, da die ausgedehnte Badener-Kultur keinerlei Scherben mit den

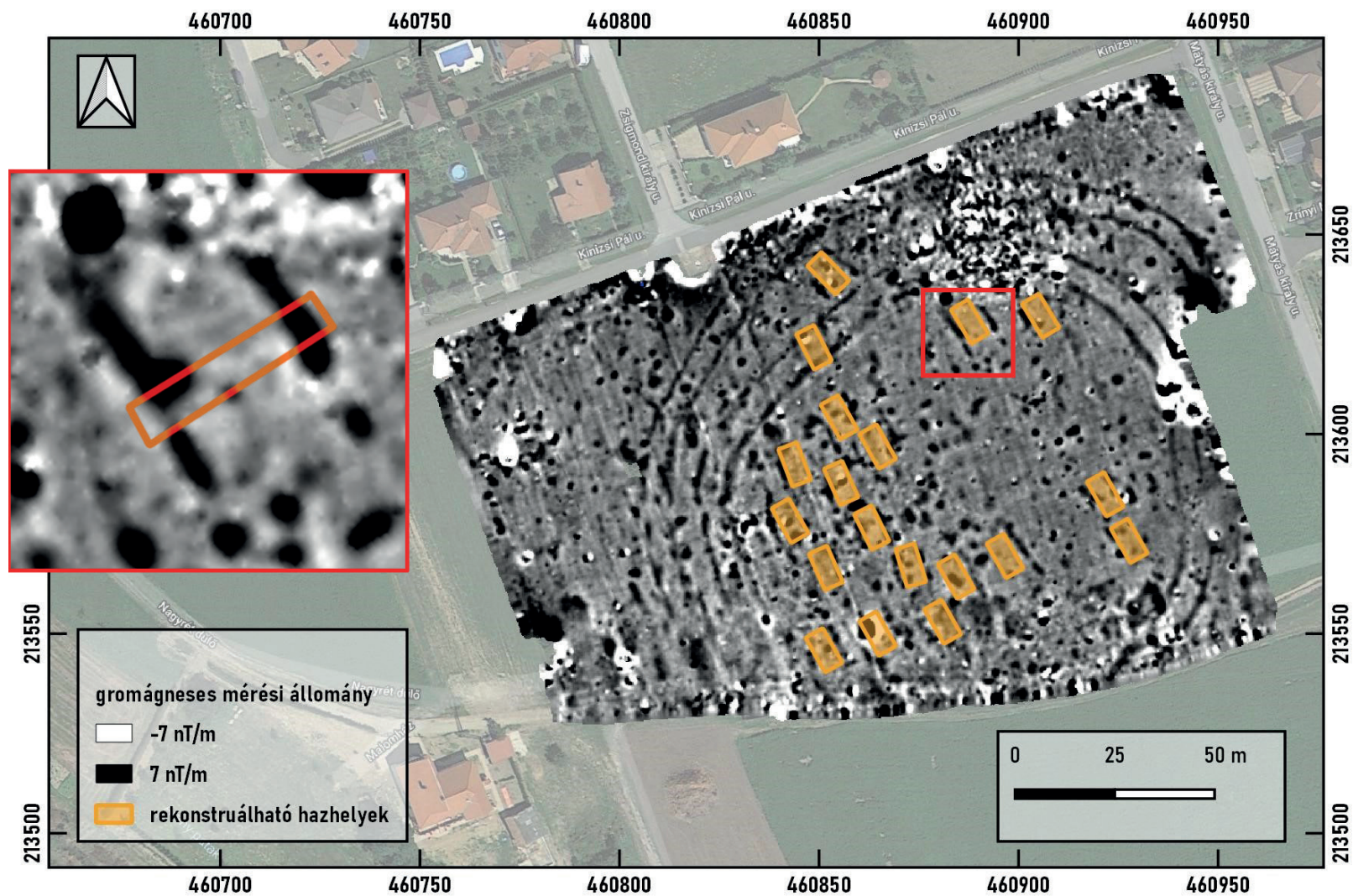


vorliegenden Applikationen aufweist. Für die späte Bronzezeit bzw. für die frühe Eisenzeit ist vor allem die Geologie mit den darin vorkommenden Mineralien interessant und in direktem Zusammenhang zu sehen. Die nur 12 km entfernte Höhengsiedlung Velem-Szentvid / St. Veit ist bekannt für seine Funde und Gusskuchen aus Antimonbronze, einer Bronze mit rund 10–15% Antimongehalt. Antimon wurde aktiv zwar erst im 19. und 20. Jahrhundert abgebaut, jedoch wurden die Lagerstätten offenbar bereits 3000 Jahre vorher genutzt. Eine Versorgungssiedlung bzw. Ansiedlung der erzsuchenden Menschen zwischen Velem-Szentvid und den Lagerstätten Schlaining, Bernstein oder Redlschlag wäre im Bereich der Großen Plischa durchaus denkbar. Um diese Theorie zu untermauern fehlen jedoch noch aussagekräftige Befunde.

Die Datierung der Keramikfragmente um das Jahr 1000 n. Chr. könnte, wie bereits erwähnt, von einem Feuer stammen. Topografisch würde sich die Große Plischa als Aussichtspunkt oder „Gyepű“ durchaus eignen. Diese Annahme ist jedoch ohne dahingehende Grabungsergebnisse nicht belegbar.

Hannes Herdits





Sé, Malomi-Flur

In direkter Nähe zur Gemeinde Sé erstreckt sich einer der wichtigsten Fundorte im Komitat Vas. Er ist als eine der Schlüsselsel-Fundstelle zum Neolithikum des Karpatenbeckens zu bezeichnen und erfreut sich europaweit einer großen Bekanntheit. Der wichtigste Schnitt der unter der Erde verborgenen Denkmäler ist beinahe 7000 Jahre alt, denn er kann der Bevölkerung der frühesten Phase der sogenannten Lengyel-Kultur (5000–4300 v. Chr.) zugeordnet werden, welche für die mitteleuropäische Geschichte der Frühen Kupferzeit ausschlaggebend ist. Nach derzeitigem Stand der Forschung lassen sich insgesamt etwa 25 archäologische Fundstellen nebst der Malomi-Flur der frühesten Phase des hier, d.h. in der westpannonischen Region, also auf dem Gebiet des heutigen West-Ungarns und Ost-Österreichs entstandenen Kulturkreises zuzählen.

Lage, naturgeographische Umgebung

Sé (Scheibing), ist eine Gemeinde im Komitat Vas, bzw. im Bezirk Szombathely mit über 1300 Einwohnern (2018). Sie erstreckt sich unmittelbar in der westlichen Gemarkung des Komitatsitzes Szombathely, an der südlichen Seite der nach Österreich, nach Rohonc führender Hauptstraße Nr. 89, und ist in Luftlinie etwa 6 km von der heutigen österreichischen Grenze entfernt. Auf den zu militärischen Zwecken durchgeführten Vermessungen, deren Reihe mit der Josephinischen Landesaufnahme von 1782–1785 begann, werden noch zwei, durch den Bach Szünősei getrennten Orte – unter den Namen Groß-Seé und Klein-Seé aufgeführt. Der Name Malomi-Flur geht auf eine ehemalige Mühle zurück, die heute als Wohnbau fungiert. Was die naturgeographische Lage betrifft, erstreckt sich Sé auf dem Gebiet der Großlandschaft Westungarisches Randgebiet, auf der Mittelandschaft Alpenvorland und auf der Kleinlandschaft Pinka-Ebene; ganz genau an der östlichen Grenze der Pinka-Ebene, in direkter Nachbarschaft zur Kleinlandschaft Gyöngyös-Ebene.

Die Oberfläche der Pinka-Ebene ist arm an Makro- und Mikroformen, ihre Meereshöhe beläuft sich auf 195 bis 311 m. Am südlichen Rand der Fundstelle, nördlich von dem nach Osten verlaufenden Arany-Bach, erstreckt sich plateauähnliche Bereich bis zum Günser Gebirge. Südlich vom Bach befindet sich eine mit der Kiesdecke des Pinka-Flusses überzogene sanft-wellige Bergfußlandschaft. Der vorherrschende Bodentyp der Gegend ist der braune Waldboden.

Im Vergleich zu den anderen Landschaften des Karpatenbeckens befindet sich das Gebiet in relativer Nähe zum Atlantischen Ozean und zur Adria. Demzufolge ist sein Klima gemäßigt kühl und gemäßigt feucht. Das Gebiet gehört zu den niederschlagsreichsten Regionen unserer Heimat, besitzt ein dichtes Wasser-Netz; Dürreperioden im Sommer sind hier selten. Dank seiner Nähe zu den Alpen ist die vorherrschende Windrichtung Norden. Die klimatischen Verhältnisse kommen insgesamt der Landwirtschaft zu Gute.

Die natürliche Pflanzendecke des Gebietes ist der geschlossene Wald. Die Hügelrücken waren einst durch Fichten- und Laubwälder bedeckt. Im Hinblick auf die Pflanzen- und Tierwelt weist das Gebiet Übergangsformen auf: Die mitteleuropäischen Arten, darunter vornehmlich die für Wälder und für Berglandschaft typischen Arten herrschen zwar vor, aber es kommen auch Arten vor, die für die Alpen und für submediterrane Landschaften charakteristisch sind. In der untersuchten Epoche entstand hier eine komplexe Sumpflandschaft mit Hainwäldern und Überflutungswiesen. Zur Ansiedlung waren lediglich die Anhöhen geeignet, auf denen die damalige Bevölkerung Rodungswirtschaft betrieb. Die Trockenlegung des Territoriums von Savaria begann erst in der Römerzeit, also wesentlich später.

Der Fundort selbst befindet sich auf einer Meereshöhe von 230 m auf der nördlichen Terrasse des Arany-Baches und auf dem östlichen Teil desselben Hügelzuges, wo auch die Bandkeramik-Fundstelle Torony-Rövidek entdeckt wurde. Das hier befindliche Kreisgrabensystem umrandet nicht die höchste Stelle des Hügelrückens am Bachufer, sondern einen zum Bach hinzeigenden Vorsprung, der vor Ort deutlich erkennbar ist.

Forschungsgeschichte

Der Fundort kam 1971, bei den archäologischen-topographischen Forschungen im Komitat Vas zum Vorschein. Idolen-Bruchstücke und verzierte Keramik aus der Frühen Bronzezeit deuteten auf die Existenz einer Fundstelle hin. Die erste Ausgrabung führte Mária Károlyi im Herbst 1973 mit dem Ziel durch, eine Fundstelle der Frühen Bronzezeit zu erforschen. Dazu wurde zuerst ein 25 m langer Sondierungsgraben freigelegt, in dem die Fundstücke – darunter zahlreiche bemalte

Keramik-Bruchstücke und Idole – ziemlich hoch, direkt unter den Pflugschollen zum Vorschein kamen. 1974 wurde eine erneute Ausgrabung in kleinerem Umfang durchgeführt. Danach hat der leitende Archäologe das Archäologische Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaft um Hilfe gebeten. So schloss sich Nándor Kalicz im folgenden Jahr dem Forschungsvorhaben an und arbeitete zwischen 1975 und 1980 als Mitarbeiter von Mária Károlyi.

Die ersten Einzelheiten des Kreisgrabens kamen bereits 1975 bei der ersten größeren Ausgrabung zum Vorschein. In den bis 1980 fortdauernden Ausgrabungssaisonen wurden etwa 10% der 10–12 ha großen Fundstelle, ein etwa 1000 m² großes Gebiet, vornehmlich innerhalb des Kreisgrabens, freigelegt. Das machte etwa ein Drittel der Kreisgrabenanlage aus. Die Erforschung der urzeitlichen Fundstelle wurde durch die dicke Bauschuttschicht einer römischen Villa erschwert.



1990 hat man mit Unterstützung der Gemeinde einen weiteren Sondierungsgraben entlang des Verlaufs des Kreisgrabens eröffnet. Da die Erforschung der Siedlungsstruktur von besonderem Interesse war, wurde 1995–1996 das durch den inneren Kreisgraben umrandete Gebiet mit einem 110 m langen Sondierungsgraben durchschnitten. Die ans Tageslicht gekommenen Fundstücke gehörten mehrheitlich zur Bandkeramik- und zur Lengyel-Kultur, aber es wurden auch ein Langhaus der Balaton-Lásinja Kultur aus der Mittleren Kupferzeit, vereinzelt Keramik aus der Frühen Bronzezeit, drei Gräben aus der Frühen Eisenzeit, die Mauerreste einer römischen Villa und ein Backofen aus der Arpadenzeit zu Tage gefördert. Die Fundstelle wurde 1991 vom Ministerium für Bildung und Kultur zum „Schutzgebiet von archäologischer und geschichtlicher Bedeutung“ erklärt. Im Jahr 2004 hat die Ungarische Landesbehörde für Kulturelles Erbe das Gebiet gemäß dessen hervorragender Bedeutung unter Sonderschutz gestellt.

Eine neue Möglichkeit zur Fortsetzung der Ausgrabungen eröffnete sich erst 2020 im Rahmen des ArcheON-Projektes. Die Feldarbeiten begannen mit der Geländebegehung am 7. September und setzten sich einige Tage später, am 9. September mit Magnetometer-Vermessungen fort. Die Freilegung des durch diese Vermessungen angezeigten Grabungsschnittes erfolgte – durch zahlreiche Regentage unterbrochen – zwischen dem 21. September und 21. Oktober. Die Bodenradaruntersuchung konnte erst darauffolgend, am 4. November 2020 durchgeführt werden.

Geophysik, Geländebegehung und Metalldetektor-Untersuchung

Für die Vorbereitungsphase war eine systematische Geländebegehung geplant. Es wurde jedoch gleich am Anfang klar, dass sie infolge der durchgehenden Pflanzenbedeckung im nördlichen Bereich nicht durchgeführt werden kann. Im südlichen Bereich hätte es noch dazu eine Chance gegeben, aber der Pächter der Fläche hat letztendlich unter Berufung auf die Bepflanzung die Geländebegehung verboten, so dass wir das Gebiet nur auf extensive Art und Weise untersuchen konnten. Im Laufe der Untersuchung eröffnete sich eine Möglichkeit zur partiellen Durchsichtung des Gebietes mit einem Metalldetektor-Gerät. Die

freiwilligen Mitarbeiter des Museums haben auf dem Gebiet acht spätromische Münzen (4. Jahrhundert), ein Fibel-Bruchstück und eine bronzene Gürtelschnalle gefunden.

Im Laufe der geophysischen Untersuchung haben wir das Gelände überlappend, unter Anwendung verschiedener Methoden untersucht. Magnetometer-Vermessung haben wir auf einer Fläche von insgesamt 24 188 m² durchgeführt und mit Hilfe von Bodenradar haben wir einen 7 149 m² großen Bereich untersucht. Einen Teil des östlichen Abschnitts der Gräben konnten wir wegen neuzeitlicher Belegung und landwirtschaftlicher Benutzung nicht erforschen. Eines der wichtigsten Ergebnisse der Erforschung war die Erkenntnis, dass der durch die vorherigen Ausgrabungen freigelegte und zur Lengyel-Siedlung gehörige doppelte Rundgraben von einem weiteren doppelten Rundgraben umgeben wird. Auf dem von den Gräben umrandeten Gebiet, vornehmlich in dessen westlichen Teilen ist eine einzigartig intensive archäologische Belegung festzustellen. Es gibt Längsgruben in großer Anzahl – das sind Gruben, bzw. Grubenpaare an der Längsseite ehemaliger Häuser, mit deren Hilfe die ehemaligen Hausstellen bestimmt werden können. Im westlichen Bereich gibt es zwei Häuser, die sich möglicherweise in Superposition zum Rundgraben befinden. Die übrigen Anomalien innerhalb des Rundgrabensystems weisen auf Gruben hin. Außerhalb des Rundgrabensystems ist die Konzentration der archäologischen Phänomene etwas kleiner. Im nördlichen Bereich des vermessenen Gebietes ist eine großflächige Veränderung festzustellen, die auf neuzeitliche Umstrukturierung zurückgeführt und mit dem Standort der vorherigen Ausgrabungen identifiziert werden kann.

Ausgrabungsmethodik

Die Anlegung des Grabungsschnittes war keine leichte Aufgabe. Wir haben versucht, die westlichen und südlichen Bereiche zu vermeiden, die nach Ausweis der vorliegenden Daten in mehreren Epochen starke Veränderungen erfahren hatten. Dasselbe galt für die bereits an mehreren Stellen früher sondierten östlichen und nördliche Bereiche. Zuletzt haben wir die Überreste eines durch die geophysischen Vermessungen angezeigten Gebäudes anvisiert, dessen spezifische Struktur die Charakteristika eher der früheren Epoche, d.h. des Mittelneolithikums

aufweist. Obwohl unser Forschungsvorhaben vorrangig auf die frühe Periode der Lengyel-Kultur abzielte, boten die Beobachtungen von Mária Károlyi einen festen Anhaltspunkt für unsere mutige Entscheidung. Sie hat nämlich beschrieben, dass die Längsgruben von Südwesten nach Südosten verlaufen.

Die vollständige Freilegung des etwa 10 × 20 m großen Gebäudes war nicht möglich. Daher haben wir uns auf die Erforschung eines repräsentativen, 2 m breiten Grabungsschnittes beschränkt, der etwa 10% des ehemaligen Gebäudes abdeckte. Den Grabungsschnitt haben wir derart angebracht, dass er die Längsgruben west- und ostwärts je 1 m überhing. Das hätte eine Untersuchung der eventuellen Unterschiede zwischen den innerhalb und außerhalb des Gebäudes liegenden Bereiche ermöglicht.

Für die Anlegung des 12 × 2 m, d.h. 24 m² großen Grabungsschnittes gab es auch mehrere weitere Gründe. Aufgrund der Vermessungen schien es so, dass sich an dieser Stelle zwei, strukturell unterschiedliche Abschnitte der westlichen Längsgrube (Objekt 2020/4.) treffen. Davon ließ sich jedoch keine Spur ausfindig machen, denn der Graben verlief einheitlich quer durch unseren Grabungsschnitt, mit einer in der Mitte etwas härteren, aber stratigrafisch nicht differenzierbaren Einladung. Mit dem markierten Grabungsschnitt konnten wir die relativen chronologischen Verhältnisse der westlichen Längsgrube und einer Grube (Objekt 2020/3.) erforschen. Wir konnten nur hoffen, dass die Grube nicht die Hinterlassenschaft einer späteren archäologischen Epoche in sich birgt, aber wir hatten Glück. Die südliche Wand unseres Grabungsschnittes hätte ein Pfostenloch durchschneiden müssen, von dem anzunehmen war, dass es zur Struktur des Hauses gehört. Das Pfostenloch haben wir letztendlich nicht gefunden. Der Grabungsschnitt hat 2 m breit die östliche Längsgrube (Objekt 2020/2.) durchschnitten.

Nach schichtenweise erfolgter Entfernung der dünnen, etwa 30 cm tiefen Humusschicht und der darunter liegenden 5–10 cm dicken Subhumusschicht in einem 1 × 1 großen Messgitter, hatte es keinen Sinn die Fundsammlung im Messgitter auf der Ebene des Subhumus und der archäologischen Objekte fortzusetzen. Im weiteren Verlauf haben wir mit feinen Geräten gearbeitet und

sind minutiös, Schicht für Schicht nach unten vorgedrungen. Die Fundstücke haben wir je nach Möglichkeit vor Ort gelassen und dokumentiert. Trotz minutiösen Vorgehens und maximaler Vorsicht konnten keine Schichten getrennt werden, ihre Verfüllung war praktisch einheitlich. Die Fundstücke haben wir je nach künstlich angelegter Dokumentationsflächen (DOF) sowohl in graphischer als auch in fotografischer Form dokumentiert. Zu den freigelegten Objekten (beide Längsgruben und eine Grube), den Schichten und den ans Tageslicht gekommenen Fundstücken haben wir keine Handzeichnungen angefertigt, was in Ungarn einzigartig ist. Dafür haben wir alles mittels einer Messungsstation millimetergenau vermessen. Vom vollständig erschlossenen, endgültigen Zustand unseres Grabungsschnittes wurden Drohnenaufnahmen gemacht. Die Zusammenstellung eines 3D-Modells ist ebenfalls im Gange.

Das Keramikmaterial

Ähnlich zu den meisten Ausgrabungsstellen konnten wir in großer Anzahl Keramikfunde sammeln. Die wahrscheinlich unter Verwendung der örtlichen lehmigen Bodenschichten angefertigten Keramikgefäße können in zwei qualitativ unterschiedliche Gruppen geteilt werden. Im Fall der fast an die Qualität des Porzellans heranreichenden Feinkeramik wurde kein Magerstoff verwendet. Das Vorkommen von millimeterdicken Eierschalenkeramik ist keine Seltenheit. Zu den charakteristischen Typen gehören die Tassen mit S-Profil, die unterschiedlichen, sogar mit Röhrenfußgefäß, die Schulter- und Siebgefäße. Die Rohkeramik – mehrheitlich Töpfe und Vorratsgefäße – wurden aus markantem Magerlehm mit beigemischtem Kies angefertigt. Auf der Fundstelle kamen auch Löffel mit Stielhenkel (Objekt 2020/2.) und auch welche mit Schaftloch ans Tageslicht. Die Miniaturgefäße und die Keramikugel ohne Loch dürften als Spielzeuge fungiert haben. Das reduktive Brennen ist für den Keramikstoff unabhängig von der Qualitätskategorie charakteristisch; die dunkelgraue Farbe ist vorherrschend.

Im Hinblick auf die Verzierung kommen eingetiefte Motive, fein eingeritzte lineare Verzierungen oder die in Zickzacklinie angebrachten Fingernagelkerben nur selten vor, und zwar vornehmlich auf Rohkeramik-Gefäßen. Die Feinkeramik wurde in jedem Fall mit pastoser Bemalung, d.h. mit Farbauftrag nach der

Brennung dekoriert, der in vielen Fällen nicht erhalten blieb. Die gemalten Verzierungen stellen eine richtige Besonderheit dieser Kultur dar, und bieten auch für Menschen von heutzutage ein ästhetisches Erlebnis. Mária Károlyi unterschied im Hinblick auf die Bemalung acht unterschiedliche Motiv-Gruppen. Es gibt Spiral- und Scheibenmotive; meandrische und gestreifte Muster, sowie auch Getreidekorn und Getreideähre, stilisierte Menschen und Tierfiguren oder Dreieck-Motiv darstellende Muster. Es gibt auch Metope-Verzierungen und auch spezielle Ornamente mit Textilabdruck-Muster. Die bemalten Gefäße wurden wohl zu einem festlichen Anlass angefertigt und haben einen für die zeitgenössischen Menschen interpretierbare Botschaft vermittelt. Zur Verzierung der Feinkeramik wurden äußerst abwechslungsreiche Farben verwendet und mitunter wurden auch die Rohkeramikgefäße bemalt. Dazu hat man allerdings fast ausschließlich die rote Farbe genutzt. Bei den Ausgrabungen im Jahr 2020 sind verhältnismäßig nur wenig Bruchstücke von bemalten Gefäßen zum Vorschein gekommen und deren Bemalung war arg beschädigt. Von den Farben konnte lediglich die Verwendung von Rot und Gelb beobachtet werden. Am meisten charakteristisch war die rote Bemalung der Gefäßränder außen und innen mit einer 2–3 cm dicken Farbschicht. Im Objekt 2020/2. kam erneut ein (winziger) roter Farbkumpen, bzw. auch eine Steinplatte ans Tageslicht. Letztere diente zur Zermahlung des Farbkumpens.

Plastische Darstellungen

Eine weitere Besonderheit der Fundstelle stellen die in großer Anzahl vorkommenden, aus Ton formierten Menschendarstellungen, sogenannten Idolen, die Károlyi in vier Haupttypen unterteilen konnte. Die als Prachtstücke der angewandten Kunst anzusehenden Kleinskulpturen weisen derartige lokale Charakteristika auf, dass sie in der Urzeitforschung als Idol-Typ von Sé ausgesondert wurden. Idolen von diesem Typ kommen außer in Ungarn auch in Kroatien, in Österreich, in der Slowakei, in der Tschechei und auch in Deutschland vor. Auf dem Fundort kamen bei vorherigen Ausgrabungen 141 Idolen ans Tageslicht, aber im Objekt 2020/4. wurde ein weiteres Bruchstück vom Hüfte-Hintern-Bereich gefunden. Die Kleinskulpturen kamen in jedem Fall bewusst zergliedert ans Tageslicht. Die Zergliederung konnte im Rahmen eines Rituals oder in der darauffolgenden

Desakralisierungsphase erfolgen. Ihre Größe variiert zwischen 2 und 25 cm, aber es wurde auch ein Bruchstück gefunden, das zu einem 50 cm großen Idol gehören durfte. Die Kleinskulpturen stellen in ihrer Mehrheit junge Frauen dar. Die am schönsten ausgearbeitete Figur kam 1976 im Objekt 21. zum Vorschein und erhielt den Namen "Venus von Sé". Vom Fundort ist keine Kleinskulptur bekannt, die man als Darstellung eines Mannes identifizieren könnte.

Die Darstellungsweise der hier gefundenen Idole lässt sich als Übergang zwischen den Kleinskulpturen des Balkans sowie der österreichischen und mährischen Gebiete bestimmen. Einige Details sind stilisiert, andere weisen realistische Formen auf. Auf den runden Köpfen wurden durch Einritzung die über die Schulter fallenden und getrennten welligen Haare, die markanten Augenbrauen und die Augen dargestellt. Kleiner Nocken zeigt die Nase an, der Mund hingegen wird nur äußerst selten dargestellt. Der Hals ist lang, die Hüfte ist schlank, die Busen sind schön geformt und die Arme sind durch waagerechte Stummel angezeigt. Der Hintern ist rund, die Beine sind grob dargestellt. Die wahrscheinlich zu Fruchtbarkeitsritualen benutzten Idolen wurden auch bemalt, bezeichnenderweise mit roter Farbe, die als Farbe des Lebens und des Blutes gilt. Eine Besonderheit der Kleinskulpturen von Sé ist, dass auf ihnen in vielen Fällen durch Einritzungen auch Trachtstücke (Gürtel, Kittel, Rock) und Juwelen (Halskette) angezeigt sind. Die weiteren Elemente der Trachten sind im Laufe der Jahrtausende zunichte geworden, aber in Verbindung mit der Lengyel-Kultur sind auch Schmuckstücke aus Spondylusschalen, Tierzähnen, Knochen, Steinen und Ton bekannt, die als Halsketten getragen wurden. Károlyi erwähnt von den vorherigen Ausgrabungen kugelförmige Ton- und zylinderförmig geschliffene steinerne Perlen. Im Objekt 2020/2. wurde ebenfalls eine kleine steinerne Perle gefunden, die wohl aus Serpentine des Borostyán-Gebirges angefertigt wurde.

Zu den Menschendarstellungen gehört ein besonderes 1978 gefundenes anthropomorphes Gefäß. Das 30 cm große Artefakt lag zusammen mit einem Spaltstein tief unten in der Grube 18. Die sorgfältige Anbringung weist eindeutig auf Opferfunktion hin. Der Kopf ist einer Tasse nachgeformt, mit plastischen Augenbrauen darauf; die ebenfalls plastische Nase ist



abgebrochen. Der Körper ist zylindrisch, die Busen sind als Nocken, die Arme wie darauf gesetzte Latten geformt und sogar der Rücken ist deutlich erkennbar. Der untere Teil des Gefäßes bildet den Hintern, er hat eine rundliche Form. Bruchstücke eines ähnlichen Gefäßes sind in Sé im Objekt Nr. 23., ferner in den Fundorten Sormás in Ungarn, Eggendorf am Walde in Österreich und Brezovljani in Kroatien ans Tageslicht gekommen.

Tierdarstellungen spielen eine untergeordnete Rolle, eigenständige Tierplastiken sind nicht bekannt. Tierköpfe (Rind, Ziege, Schwein), bzw. Vogeldarstellungen, die man als Nocken auf Gefäßen und Deckel appliziert hat, kommen in Nockenform als Verzierung vor. Im Objekt 2020/2. kam das Bruchstück eines Gefäßes zum Vorschein, das mit einem Nocken versehen war, der einem Rinderkopf nachgeformt wurde. Zwei ähnliche Bruchstücke wurden 1973 im Objekt 6. und im selben Jahr ein weiteres im Objekt 13. gefunden. In der Grube Nr. 2020/3. sind wir auf eine Vogel-Applikation mit abgebrochenem Kopf gestoßen, die auf dem Gefäßrand saß. Der Fund wurde von mir im Ausgrabungstagebuch spaßeshalber "Nestor-Kelch" genannt. Bei den früheren Ausgrabungen in Sé kam 1978 im Objekt 14. eine sehr ähnliche Plastik, und eine weitere 1975 im Objekt 3. ans Tageslicht. Interessanterweise sind bei allen Plastiken die Köpfe abgebrochen, im Gegensatz zu dem aus dem mährischen Boskovice bekannten Fund.

Sonstige Funde

Der charakteristische Gegenstandstyp der Sopot-Kultur ist der zu unbekannten Zwecken verwendete, sogenannte sternförmige Tongegenstand, deren Exemplare vereinzelt auch in Verbindung mit der Lengyel-Kultur bekannt sind. Vom Fundort Sé war bisher ein Exemplar bekannt, das 1975 im Objekt 2. entdeckt wurde. Ein weiteres Bruchstück eines solchen Gegenstandes wurde jetzt im Objekt 2020/1. gefunden. Bei diesem Objekt handelt es sich um kein eigenständiges archäologisches Objekt, da es die ungetrennte Oberschicht der Objekte 2020/3–4. bedeckt.

Von den Tierknochenfunden der früheren Ausgrabungen wurden lediglich das Fundmaterial des Objektes 24. von István Vörös 1995 archeozoologisch untersucht. Er hat neben Rind- auch Reh-, Rothirsch-, Feldhasen- und Biber-Knochen gefunden. Die

Verarbeitung der archäologischen Tierfunde – Knochen, Knochengeräte und Muscheln –, welche bei den 2020 fortgesetzten Ausgrabungen freigelegt wurden, ist im Gange.

In unserem Grabungsschnitt kamen dank der minutiösen Methode gespaltene Steinwerkzeuge in großer Zahl zum Vorschein, was die früheren Beobachtungen zur niedrigen Zahl der Steinwerkzeuge widerlegt. Die gespaltenen Steine der Lengyel-Kultur sind vorwiegend aus Radiolarit vom Bakonyerwald, nicht selten aus Flint von Tevel angefertigt. Eines der schönsten Steinwerkzeuge ist eine kupferzeitliche, in der Humusschicht gefundene Pfeilspitze (wahrscheinlich Balaton-Lasinja-Kultur). Es sind auch Mahlsteine aufgetaucht, die zur Getreideverarbeitung bzw. zur Zermahlung von Farbstoffen gebraucht wurden.

Die Kreisgräben

Das Aufkommen von Kreisgräben ist mit der Linearbandkeramik-Kultur verknüpft, die als genetischer Vorgänger der Lengyel-Kultur zu betrachten ist. Sie wurden erst in den ersten beiden Phasen der Lengyel-Periode zum maßgeblichen Kulturrelement. Heutzutage sind aus dieser Periode etwa 150 Kreisgräben bekannt, die auf dem Gebiet der Lengyel-Kultur entdeckt wurden. Die Kreisgräben von Sé bzw. von Sormas dürften die frühesten unter ihnen sein. Das Epizentrum ihrer Verbreitung ist das heutige Niederösterreich, wo sich etwa ein Drittel der Komplexe befindet. Ihre Entstehung lässt sich auf die Zeit zwischen 4850–4500 v. Chr. datieren. Von Ungarn und von der Slowakei sind mehr als 20 Gräben bekannt, aber mehrere Gräben wurden auch in Mähren gefunden. Die Tradition der Anlage von Kreisgrabenanlagen verbreitete sich gleichsam als kulturübergreifende Idee binnen dreier Generationen in den an die Lengyel-Kultur grenzenden Gebieten von Süddeutschland und von der Tschechei. Sie kam hier in der Stichband-, Oberlauterbach- und Rössen-Kultur zur Entfaltung, verbreitete sich später auch auf in der ungarischen Tiefebene, und verschwand 200–300 Jahre später vollkommen.

Jeder Kreisgraben ist als einzigartig zu bezeichnen. Kreisgräben kommen im Zentrum der Siedlungen, aber auch auf deren Peripherie vor. Regionale Unterschiede lassen sich nicht nur im Hinblick auf ihre Häufigkeit, sondern auch im Hinblick auf ihre



Ausführung feststellen. Die im südlichen Transdanubien – vornehmlich in den letzten Jahrzehnten – freigelegten Strukturen sind wesentlich größer und weisen eine komplexere Struktur auf. Ihr durchschnittlicher Durchmesser beträgt 170–200 m, aber es gibt auch welche, die noch viel größer sind (z.B. Szemely-Hegyes). Auf dem Gebiet von Österreich lassen sich die simplen Kreisgräben mit einem durchschnittlichen Durchmesser von 40–50 m, die doppelten Kreisgräben mit einem durchschnittlichen Durchmesser von 60–90 m und die Trippel-Kreisgräben mit einem durchschnittlichen Durchmesser von 100–120 m klar voneinander unterscheiden. Der größte Kreisgraben von Österreich – Kamegg, Wilhelmsdorf 1 158 m – ist ein doppelter Kreisgraben. Zu den Strukturen gehören unabhängig von der Zahl der Gräben 1–5 Palisaden sowie 2–5 Eingänge. Die bei den österreichischen Kreisgräben beobachteten Eigenschaften sind auch für eine weitere, von Otto Braasch entdeckte Kreisgraben-Struktur vom Komitat Vas bei Ikervár charakteristisch. Der ungefähr 70 × 85 m große Baukomplex hat zwei Gräben und im Inneren drei konzentrische Palisaden. Die Erforschung des Fundortes – geophysikalische Vermessung, Bohrungen – ist im Gange.

Eine der größten Überraschungen des Projekts 2020 fiel in die ersten Stunden der Magnetometer-Untersuchung, als sich herausstellte, dass der durch die früheren Ausgrabungen freigelegte Kreisgraben von Sé von einem weiteren doppelten Kreisgraben umgeben ist. In den geophysikalischen Ergebnissen zeichnet sich deutlich der innere doppelte Kreisgraben ab, in dessen Mitte eine dünne Linie die Palisade anzeigt. Die äußere zweifache Grabenanlage weist eine ähnliche Struktur auf und war auf dieselbe Art und Weise mit Palisade versehen, verlief allerdings nicht überall parallel zu den Binnengräben. Das kann durch chronologische Unterschiede bedingt sein, vielleicht auch dadurch, dass das äußere Grabenpaar erst nach der Zuschüttung des inneren Grabenpaares errichtet wurde, d.h. in der gegebenen Epoche gab es jeweils immer nur zwei Gräben. Strukturen mit vier oder mit mehreren Gräben kommen nicht häufig vor, auf dem Gebiet der Lengyel-Kultur sind zum Beispiel Bikšárd (Cífer) in der Slowakei, und einige andere im südlichen Transdanubien bekannt. Als ähnliche Strukturen sind vom Gebiet der Stichband-Kultur die Fundorte Kyhna 3 und Nickern 4 in Sachsen zu erwähnen.

Das innere Grabenpaar in Sé ist von den vorherigen Ausgrabungen wohl bekannt. Der Querschnitt der Gräben ist ein spitzwinkliges Dreieck, er weist eine sogenannte Spitzgraben-Form auf. Der innere Hauptgraben ist 3 m breit und 2,5 m tief. 7 m davon entfernt verläuft der 2 m breite und 1–1,2 m tiefe Außengraben. Die beiden Gräben stellen samt Palisade eine insgesamt 15 m breite Wehranlage dar. Im Nordosten sind beide Gräben durch einen Eingang unterbrochen, von den Pfostenlöchern in dieser Stelle kann man auf eine ehemalige Brücke schließen. Der Durchmesser des inneren Grabenpaares ist ungefähr 120 m, das umrandete Fläche ungefähr 1 ha groß. Der größte Durchmesser des äußeren Grabenpaares beträgt etwa 160 m, die Ausdehnung der ganzen Struktur fast genau 2 ha.

Die Bestimmung der Funktion der Kreisgrabensysteme, deren Errichtung mit enormem Arbeitsaufwand, mit der Bewegung von mehreren Tausend Kubikmeter Erdbreich verbunden war, ist bis heute heftig umstritten. Aufgrund der Offenheit der Eingänge und deren großer Zahl (2–5), wie auch im Hinblick auf die Nichtbeachtung strategischer Aspekte kann man die Wehrfunktion bei der Auswahl des Ortes in den meisten Fällen ausschließen. Allerdings hat Gerhard Trnka in Niederösterreich fünf tatsächliche Wehranlagen ausgesondert, die – wie es auch die Forschungen im Komitat Baranya zu einigen nicht klassischen Kreisgrabensystemen wahrscheinlich machen – zu Wehrzwecken errichtet wurden. Der Umstand, dass das Innere der Kreisgräben in den meisten Fällen leer ist, verrät ebenfalls viel über ihre Funktion. Eine Ausnahme davon stellt der Fundort Bucsány (Bučany) in der Slowakei, wo innerhalb der Gräben ein gleichaltriges Gebäude stand. Auf dem Fundort von Sé kamen zwischen den Gräben Siedlungsobjekte in großer Anzahl vor, die von Kalicz allerdings für jünger erachtet wurden als die Epoche der Kreisgräben. Diese Annahme kann mit dem Umstand gerechtfertigt werden, dass die Häuser auf den Kreisgräbern errichtet wurden. Österreichische Beispiele zeigen, dass die Siedlungen die Zuschüttung der Gräben sogar um 100–200 Jahre überstehen konnten. Daher liegt die Annahme nahe, dass die Funktion der Grabenanlage in der Errichtung eines Temenos, in der Abtrennung eines heiligen Ortes von der profanen Welt bestand, wo sich zeitweise sogar Mitglieder von mehreren Gemeinden zum Vollzug von bestimmten (gesellschaftlichen) Riten treffen konnten.

Auf eine rituelle Verwendung können auch die im Umfeld der Kreisgräben häufig vorkommenden besonderen Funde hinweisen. Sie werden auf jeden Fall zentrale Orte dargestellt haben, die möglicherweise auch eine wirtschaftliche Rolle spielten. Es kann in immer mehr Fällen wahrscheinlich gemacht werden, dass die astrologische Orientierung der Eingänge mit landwirtschaftlichen Riten in Zusammenhang gebracht werden kann, so dass die Grabenanlagen folglich sogar als Kalender fungieren konnten.

Der Fundort

Die Malomi-Flur nahm zu ihrer Zeit in mehrerer Hinsicht eine besondere Stelle ein und ist heute für die mitteleuropäische Urzeitforschung von einzigartiger Bedeutung. Sie war der erste in Ungarn entdeckte Rundgraben der Lengyel-Kultur. Bemaltes Lengyel-Material auf dem Gebiet des Komitats Vas kam hier zum ersten Mal ans Tageslicht. Die früheste Phase der Lengyel-Kultur und ein besonderer Idol-Typ wurden nach diesem Fundort benannt. Die Siedlung befindet sich auf dem Entstehungsgebiet der Lengyel-Kultur, sie ist eine der frühesten Fundorte dieser Kultur und auch ihr Kreisgraben gehört zu den Allerersten. Die besondere Stellung des Fundortes Sé macht die hohe Zahl von Idolen deutlich, zumal von solchen Idolen in anderen zeitgleichen Fundorten nur einige Exemplare gefunden wurden. In dieser Hinsicht kann sich mit dem Fundort Sé der tschechische Fundort Těšetice-Kyjovice messen, der von Vladimír Podborský zwischen 1969 und 1978 erforscht wurde. Hier kamen 300 Idolen-Bruchstücke in ihrer Mehrheit im Binnengebiet der Kreisgrabenanlagen ans Tageslicht. Weitere vergleichbare Fundorte sind Alsópulya (Unterpullendorf) in Österreich und auch das Plateau von Olad bei Szombathely, wo wir im Laufe der Ausgrabungen zwischen 2005–2008 etwa 100 Kleinskulpturen gefunden haben. Dadurch bedingt füllten die Fundstücke von Sé einen ganzen Raum in der ständigen Ausstellung des Savaria Museums zwischen 1982 und 2010 und stellen auch heutzutage einen maßgeblichen Teil der neuen ständigen Ausstellung zur Urgeschichte dar.

Die Lengyel-Siedlung in Sé zählt mit ihrer 6–7 ha großen Ausdehnung zu den mittelgroßen Siedlungen. Mit Hilfe von magnetometrischen Untersuchungen konnten hier etwa

20 Hausstellen mit ungefähr gleicher Orientierung bestimmt werden, neben denen sich die für das tägliche Leben notwendigen Vorratsgruben, Müllgruben und Backöfen befanden. Mária Károlyi berichtet über charakteristische brunnenartige Gruben in runder oder ovaler Form, die einen flachen Grund mit einem Durchmesser von 1,5–2,5 m hatten und 1–1,5 m tief waren. Aufgrund ihres Fundmaterials können sie ebenfalls mit der ritualen Sphäre verknüpft gewesen sein. Es kann ebenfalls nicht ausgeschlossen werden, dass sie mit den Kreisgraben gleichzeitig entstanden sind.

Die Fernbeziehungen der Siedlung können am besten anhand der Rohsteinmaterialien untersucht werden, die in erster Linie aus dem Güns- und Bernsteiner-Gebirge, bzw. aus dem Bakonyerwald stammten, aber einige Steine wurden aus einer Entfernung von mehreren 100 Kilometern herbeigebracht. Es kann auch die Bedeutung einer Vorgänger-Handelsroute der Bernsteinstraße nachgewiesen werden. Im Zusammenhang damit kann Sé eine Vermittlerrolle zwischen dem südlichen (Balkan, Adria) und den nördlichen mitteleuropäischen Regionen gespielt haben. Ein Zeichen dafür sind die auf unserem Fundort aufgetauchten Keramik-Bruchstücke der Danilo- und Hvar-Kulturen aus dem adriatischen Raum wie auch die bereits oben erwähnte weite Verbreitung des Idol-Typs von Sé.

Chronologie

Wie bereits oben geschildert, ist auf dem Fundort das archäologische Fundmaterial von zahlreichen Epochen ans Tageslicht gekommen. Die von Mária Károlyi erarbeiteten relativen chronologischen Horizonte umfassen die für den Fundort wichtigsten, beinahe kontinuierlichen Epochen des Neolithikums und der Kupferzeit. Der Horizont von Károlyi 1–2. fasst die bandkeramische Epoche, der von Károlyi 3. die frühe Lengyel-Periode – die in der Forschung als die Séer, formative bezeichnete oder mit der Ziffer Ia gekennzeichnete Phase der Lengyel-Kultur – in sich. Die Horizonte 4–5. beziehen sich auf die weiteren Lengyel-Perioden, der Horizont 6. deckt Überreste der Balaton-Lásinja-Kultur ab. Späte Fundstücke der Lengyel-Epoche wurden von Károlyi nur vereinzelt gefunden. Er nimmt an, dass die an diese Epoche knüpfenden Siedlungsphänomene infolge der erheblichen Erosion zunichte geworden sind.

Zu den Vorgängern der Séer Lengyel-Siedlung kann die in direkter Nähe erforschte bandkeramische Fundort bei Torony-Rőviek gezählt werden, wo wir 2007 drei Längshäuser freigelegt haben. Es ist umstritten, wann die Lengyel-Siedlung zu existieren aufhörte. Nach Kalicz verließ die Bevölkerung von Sé um 4700 v. Chr. das Gebiet und siedelte auf das in Luftlinie 2 km entfernte Plateau von Olad bei Szombathely um. Károlyi wiederum entdeckte unter den vereinzelt Fundstücken auch Bruchstücke der späten Lengyel-Periode. Unabhängig davon, ob die Bevölkerung von Sé ganz oder nur zum Teil auf das Plateau von Olad umsiedelte, kann mit Sicherheit eine Verbindung zwischen den beiden Fundorten angenommen werden. Eine Weiterexistenz der Bevölkerung vor Ort in der Frühen Kupferzeit (Lengyel III – Periode) ist in jenen Siedlungen eindeutig fassbar, die auf dem Gebiet des Aranypatak-Wohnparks in Szombathely und auf dem Gebiet des Wasserspeichers von Dozmat freigelegt wurden und deren Bauten mit Fundamentgraben versehen waren.

Die erste absolute chronologische Datei zum Fundort Sé wurde 2002 mittels Holzkohle-Proben vom Institut für Atomkernforschung in Debrecen erstellt. Die aufgrund einer einzigen Holzkohle-Probe aus dem frühen Lengyel-Material durchgeführte Untersuchung brachte als Ergebnis das Zeitfenster um das letzte Viertel des 6. Jahrtausend v. Chr. Im Rahmen der 2021 im CEZA-Labor in Mannheim durchgeführten Radiokarbonuntersuchung (AMS) ließen wir je zwei Tierknochenproben messen, die den drei relevanten archäologischen Objekten entnommen wurden. Die drei kalibrierten Daten der beiden Längsgruben ergaben mit einer Wahrscheinlichkeit von 68% das Zeitfenster 4882–4730 v. Chr. (Die vierte Datei ergab ein um einiges früher liegende Ergebnis). Die Ergebnisse der durch die westliche Längsgrube geschnittenen Grube rechtfertigten unsere Beobachtungen, da sie um etliche Jahrzehnte früher lagen und als Zeitfenster die Periode 4987–4847 v. Chr. ergaben.

Zukünftige Aufgaben

Eine der wichtigsten Aufgaben in der Erforschung des Fundortes ist die Fortsetzung der geophysikalischen Vermessungen im südlichen und im südwestlichen Bereich. Es wäre wichtig, geologische Bohrungen durchzuführen, welche die Verlaufslinie der Gräben an mehreren Stellen durchkreuzen könnten. Zur Klärung





des relativen und absoluten chronologischen Verhältnissystems der Gräben halte ich die Eröffnung eines Grabungsschnittes für nötig, der alle vier Gräben und auch die dazugehörigen Palisaden durchschneidet. Der Grabungsschnitt sollte möglichst an einer Stelle eröffnet werden, die durch die Umstrukturierungen späterer Epochen möglichst verschont blieb.

László Kolonits

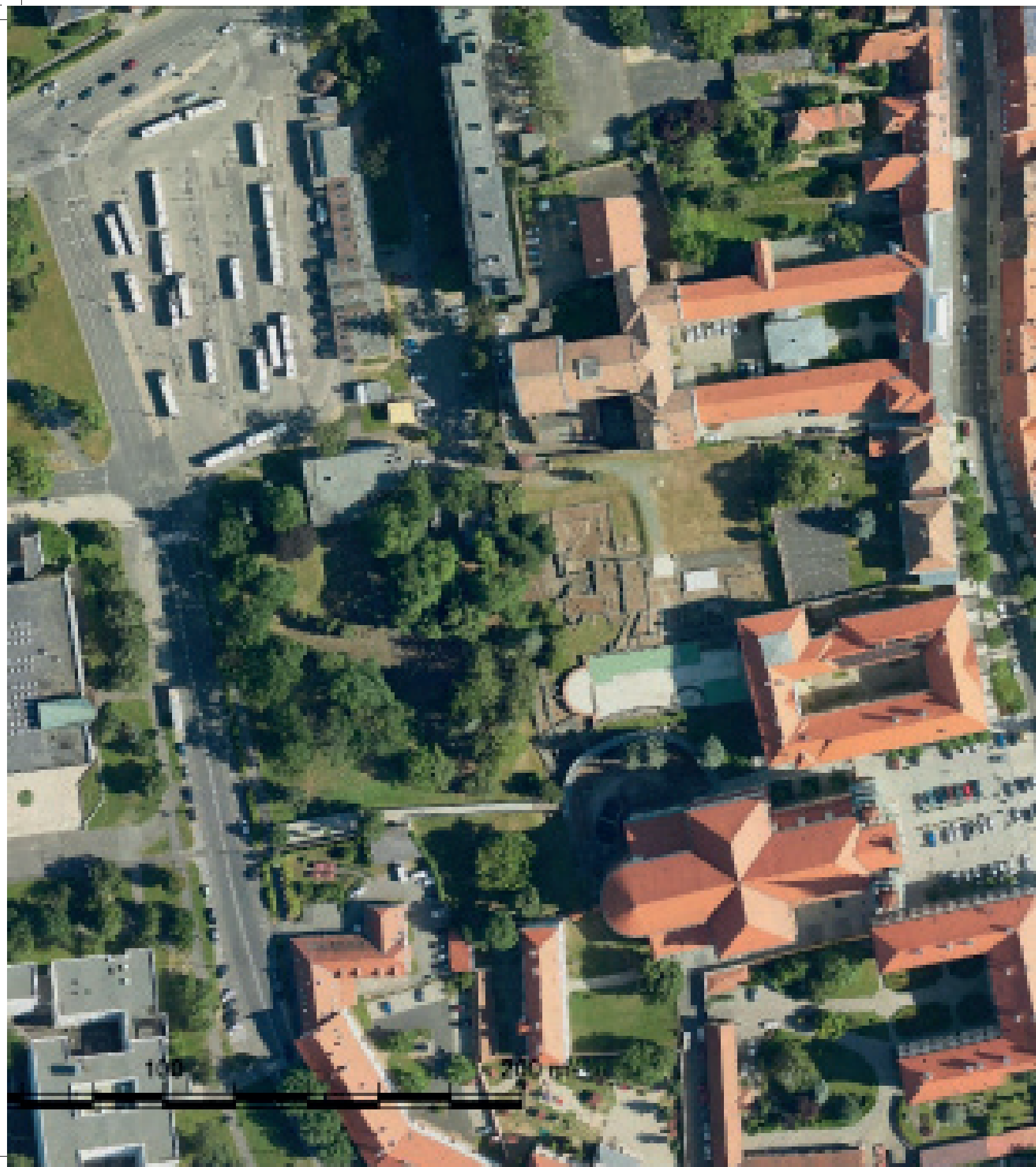
Literatur

- ▶ P. BARNA, JUDIT: The Formation of the Lengyel Culture in South-Western Transdanubia. Budapest, 2017. Archaeolingua (Series Maior 39.)
- ▶ BERTÓK, GÁBOR & GÁTI, CSILLA: Régi idők – új módszerek. Roncsolásmentes régészet Baranyában 2005–2013. (Alte Zeiten – neue Methoden. Zerstörungsfreie Archäologie in Baranya) Budapest, 2014. Archaeolingua
- ▶ ČIŽMÁŘ, ZDENĚK (Hrsg.): Život a smrt v mladší době kamenné. Leben und Tod in der Jungsteinzeit. Life and Death in the New Stone Age. Brno, 2008. Ústav archeologické památkové
- ▶ DÖVÉNYI, ZOLTÁN (Hrsg.): Magyarország kistájainak katasztere. (Kataster der ungarischen Kleinlandschaften) Budapest, 2010. MTA Földrajztudományi Kutatóintézet
- ▶ FARKAS, CSILLA (Hrsg.): Időcsiga. Újabb eredmények Vas megye őskorának kutatásában. Zeitschnecke. Neue Forschungsergebnisse zur Vorgeschichte vom Komitat Vas. Szombathely, 2011. Vas Megyei Múzeumok Igazgatósága (Őskorunk / Prähistorie Bd. 3.)
- ▶ ILON, GÁBOR (szerk.): Százszorszépek. Emberábrázolás az őskori Nyugat-Magyarországon. Die Wunderschönen. Menschendarstellung in urzeitlichen Westungarn. Wonderful Beauties. Human Representations in Prehistoric Western Hungary. Szombathely, 2007. Vas Megyei Múzeumok Igazgatósága
- ▶ ILON, GÁBOR: The Transdanubian Linear Pottery Culture in County Vas: Recent Finds and Findings. In: ANDERS, AL-EXANDRA & KULCSÁR, GABRIELLA (Hrsg.): Moments in Time. Papers Presented to Pál Raczky on His 60th Birthday. Budapest, 2013, 133–146. Prehistoric Society – Eötvös Loránd University – L'Harmattan (Ősrégészeti Tanulmányok / Prehistoric Studies I.)
- ▶ KALICZ, NÁNDOR: Übersicht über den Forschungsstand der Entwicklung der Lengyel-Kultur und die ältesten „Wehranlagen“ in Ungarn. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 33–34(1983–1984) 271–293.
- ▶ KALICZ, NÁNDOR: Figürliche Darstellung und bemalte Keramik aus dem Neolithikum Westungarns. Budapest, 1998. Archaeolingua (Series Minor 10.)
- ▶ KALICZ, NÁNDOR: Sé és a szombathelyi Oladi plató késő

- neolitikus leleteinek hasonlósága és különbözősége. A Lengyeli-kultúra kialakuló és első átmeneti fázisa. Ähnlichkeit und Verschiedentlichkeit unter den neolithischen Funden aus den Fundorten von „Sé“ und „Oladi Plató“ in Komitat Vas. Die Formative und vorübergehende erste Phase der Lengyel-Kultur. Tisicum. A Jász-Nagykun-Szolnok Megyei Múzeumok Évkönyve 19(2009) 55–63.
- ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Az újkőkori falu. Das neolithische Dorf. Szombathely, 1982. Savaria Múzeum
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Hatezer éves gabonaanya, gabonálány. (6000 Jahre alte Getreidemutter, Getreidetochter) Élet és Tudomány 41(1983)10 1296–1298.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Ergebnisse der Ausgrabungen bis 1980 in der befestigten Ansiedlung von Sé, Westungarn. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 33–34(1983–1984) 293–303.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Az újkőkor kutatásának tíz esztendeje Vas megyében. (10 Jahre neolithischer Forschung im Komitat Vas) Vasi Szemle 38(1984)3, 429–440.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: A korai rézkor emlékei Vas megyében. The Early Copper Age in County Vas. Szombathely, 1992. Vas Megyei Múzeumok Igazgatósága (Őskorunk I.)
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Történelem távolnézetből – helyünk az őskori Európában. (Geschichte aus der Vogelperspektive – unser Ort im urzeitlichen Europa) Vasi Szemle 50(1996)2, 163–174.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Savaria földjének ősi kultúrái a rómaiak előtt. (Die urzeitlichen Kulturen von Savaria vor der Römerzeit) Vasi Szemle 57(2003)3, 271–288.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Napszüllöttek. Savaria földjének ősi kultúrái a rómaiak előtt. Ancient Cultures of Savaria before the Romans. Szombathely 2004. Delta Univerzál
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: Varázsos tárgyak egy varázstalan világban. Az újkőkori művészet Vas megyei emlékeinek szemlélése közben. (Zaubergegenstände in einer zauberlosen Welt. Die neolithische Kunst im Spiegel der Denkmäler aus dem Komitat Vas) Vasi Szemle 62(2008)6, 748–759.
 - ▶ KÁROLYI, MÁRIA: „...különös ruhákba öltöztetett nők...” Néhány gondolat a séi neolitikus település idolkáinak öltöztetéséről. „... Women dressed in peculiar clothes...” Some thoughts on the dresses of idols from the Neolithic settlement of Sé. In: FEKETE MÁRIA (Hrsg.): „...eleitől fogva”. Régész – tanár – ember.

A 75 éves Makkay János köszöntése. Pécs 2011, 213–222. PTE BTK TTI Ókortudományi Intézet – GeniaNet, (Specimina Nova Supplementum XI Vivarium Fontium Tom. 6.)

- ▶ KÁROLYI, MÁRIA: A Sé–Malomi-dűlő neolitikus település festett kerámiájának díszítési rendszerei. The ornamenting system on painted pottery in the Neolithic settlement at the Sé – Malomi slope. Savaria. A Vas Megyei Múzeumok Értesítője 34(2011)1, 123–172.
- ▶ KÁROLYI, MÁRIA: A kozmikus parancs. A séi kőkori település vallásos művészete. The Cosmic Command. The Religious Art of the Neolithic Settlement at Sé (Western Hungary). Szombathely, 2018. Magánkiadás
- ▶ LENNEIS, EVA, NEUGEBAUER-MARESCH, CHRISTINE & RUTTKAY, ELISABETH: Jungsteinzeit im Osten Österreichs. St. Pölten – Wien, 1995. Verlag Niederösterreichisches Pressehaus (Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 102/103/104/105.)
- ▶ LENNEIS, EVA (Hrsg.): Erste Bauernhöfe – älteste Kultbauten. Die Frühe und mittlere Jungsteinzeit in Niederösterreich. Wien, 2017. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften



Das Mercurius-Heiligtum im Ruinengarten Járdányi Paulovics István, Szombathely

Eine kurze Geschichte von Savaria

Die Stadt Savaria wurde von Kaiser Claudius (41–54 n. Chr.) gegründet, er siedelte in der Mitte des 1. Jahrhunderts die Veteranen der Legio X Apollinaris entlang der Bernsteinstraße an. Die Stadt erhielt ihren Namen vom Savarias, dem Bach der heute den Namen Perint trägt: Colonia Claudia Savariensium, also claudische Kolonie der Savarier. Die ersten Bewohner der Stadt waren Veteranen und nord-italische Händler. Zur Stadt gehörte auch ein für die Landwirtschaft geeignetes Gebiet, ein Territorium – die hier lebenden Menschen galten auch als Bewohner von Savaria.

Bei der Gründung der Stadt hat man sowohl die Linien der Stadtmauer als auch das Straßennetz festgelegt, unabhängig davon ob dieses wirklich erbaut werden würde. Die archäologischen Funde der frühesten Siedlung kamen überraschenderweise nicht innerhalb der späteren Stadtmauern, sondern außerhalb, vor allem auf der südlichen Seite ans Licht. Hier wurde in erster Linie Handwerk getrieben, doch neben den Werkstätten standen auch Wohnhäuser. Die Bebauung des 25–26 Hektar umfassenden Innengebietes geschah stufenweise, an mehreren Stellen konnte die Anwesenheit von Wohnhäusern nur um die Wende des 1.–2. Jh. n. Chr. nachgewiesen werden. Ein Teil der Grundstücke stand für lange Zeit leer oder sie zeigten nur Spuren von Werkstätten.

Die Bevölkerungszahl der Stadt muss vergleichsweise niedrig gewesen sein – hier lebten höchstens vier- bis sechstausend Menschen. Trotzdem hatte die Bevölkerung ein den römischen Traditionen entsprechendes städtisches Umfeld erschaffen. Die Entwicklung der Stadt wurde stark davon beeinflusst, dass unter Kaiser Traian (98–117 n. Chr.) Savaria zum Sitz der zivilen Administration der Provinz Oberpannonien (Pannonia superior), der

Provinzversammlung (concilium) und Zentrum des Kaiserkults (ara augusti provinciae) wurde. Der Umbau der aus Holz erbauten Stadtmauer in eine aus Stein fällt wahrscheinlich in die Herrschaftszeit von Kaiser Hadrian (117–138 n. Chr.). Die Wasserleitung, Kanalisation und die Basaltpflasterung der Straßen sind ebenso auf diese Zeitperiode zurückzuführen, sowie die Erbauung von öffentlichen repräsentativen Gebäuden, Tempeln und Gemeindeflächen. Die Stadt erlebte in dieser Periode ihre wahre Blütezeit.

Das friedliche Leben wurde von den Kriegen gegen die am Nordufer der Donau wohnenden germanischen Stämme unterbrochen (160–180 n. Chr.). Das Kriegsgeschehen erreichte auch die Umgebung von Savaria. Obwohl es kein archäologisches Indiz für die Zerstörung der Stadt gibt, deuten versteckte Schatzfunde aus dem Territorium auf den Ernst der Lage hin. 193 n. Chr. haben pannonische Legionen Septimius Severus (193–211 n. Chr.) zum Kaiser ausgerufen, der auf dem Weg nach Rom in Savaria an einer Art Einweihungszeremonie teilnahm. Die folgenden Jahrzehnte würden für die Provinz und die Stadt eine neue, zweite Zeit des Aufschwungs bedeuten.

Im Rahmen der administrativen Reformen von Kaiser Diocletian (284–305 n. Chr.) wurde die Provinz zweigeteilt und Savaria zum Zentrum der so entstandenen Pannonia Prima gemacht. Um diese Zeit begannen die Bauarbeiten an der Statthalter-Residenz, welche später zum Palast für den kaiserlichen Aufenthalt erweitert wurde. Die Ämter wurden vom Trupp der savarischen Lanzenträger (Lancearii Savarienses) bewacht. Im Laufe des 4. Jhs. n. Chr. besuchten mehrere Kaiser die Stadt, wie es auch die hier verkündeten kaiserlichen Edikte bezeugen. Den Winter von 374/375 n. Chr. verbrachte Kaiser Valentinian (364–375 n. Chr.) hier, denn in der Umgebung war nur Savaria zur Aufnahme des ganzen Hofstaates geeignet.

Eine wichtige Rolle spielte die christliche Religion, deren Präsenz durch zahlreiche Inschriften und Objekte frühchristlicher Natur belegt ist. 304 n. Chr. starb hier Quirinis, Bischof von Siscia (heute Sisak in Kroatien) den Märtyrertod, und der Heilige Martin (316–397 n. Chr.), der spätere Bischof von Tours, wurde in Savaria geboren. Ihm ist es zu verdanken, dass der römische Name der Stadt bis heute erhalten geblieben ist. Karl der Große (747–814 n. Chr.), Kaiser der Franken, reiste auf dem Rückweg vom Feldzug gegen die Awaren durch Savaria, weil er den Geburtsort des von ihm verehrten Heiligen sehen wollte.

Über die letzten Jahrzehnte und den Niedergang der Stadt ist wenig bekannt, die Gebäude und öffentlichen Bauwerke wurden Opfer des langsamen Verfalles, weil es keine Möglichkeit zu ihrer Reparatur gab. Der endgültige Niedergang Savarias wird meistens mit dem Erdbeben von 456 n. Chr. in Verbindung gebracht, aber neuere archäologische und geologische Forschungen haben ergeben, dass die geologischen Bedingungen zum Erdbeben zwar gegeben waren, jedoch gibt es weiterhin keinen archäologischen Beweis der Katastrophe. Trotz der veränderten Lebensbedingungen blieb ein kleiner Teil der römischen Bevölkerung an Ort und Stelle. Es ist diesem Umstand zu verdanken, dass der antike Name der Stadt in Ungarn auf einzigartige Weise nie in Vergessenheit geraten ist.

Ruinengarten Járdányi Paulovics István

Im Ruinengarten Járdányi Paulovics István liegt heute noch der größte zusammenhängende Stadtteil des antiken Savaria. Die Geschichte von Szombathely vom Mittelalter bis zur Gegenwart können die Gäste unserer Stadt durch die Arbeit von Bischof János Szily betrachten. Auf dem Gebiet des Ruinengartens sind Denkmäler aus der römischen und spätromischen Periode erhalten geblieben und genau daher ist es keine leichte Aufgabe, sie Seite an Seite zu präsentieren. Die wichtigsten Gebäudereste innerhalb der Stadtmauer sind die heute noch sichtbaren Teile des Palastkomplexes des Statthalters aus der spätromischen Periode.

Eines der wichtigsten historischen Gebäude in Szombathely, neben dem Empfangsgebäude des Statthalter-Palastes, welches seinen Ruhm den Überresten des Mosaikbodens verdankt,

ist das Oktogon (das Gebäude des kaiserlichen Bades aus dem 4. Jh.), welches die Kontinuität der weltlichen Macht bezeugt und bis ins Mittelalter fast vollständig erhalten geblieben ist. Mit dem Bau der Passage auf der rund verlaufenden Burgmauer ist das Gebiet der Innenburg perspektivisch getrennt von der nördlichen Hälfte des Ruinengartens und verfügt somit über ein Eigenleben. Die vergessene mittelalterliche Burg von Szombathely war Zeuge von sowohl König Ulászló als auch der türkischen Zeit Süleymans. Es ist ein Gebäude mit einer für das Gebiet Ungarns einzigartigen Geschichte.

Über die Forschung im Ruinengarten Járdányi Paulovics István

Mit der Sammlung der Steinfunde des antiken Savaria befassten sich schon Forscher ab dem 16. Jahrhundert; topografische Untersuchungen der Stadt fanden aber erst 1938 auf dem Gebiet des Püspökkert („Bischofsgarten“ – heute der Ruinengarten Járdányi Paulovics István) statt. Gyula Géfin und István Paulovics haben zwischen 1938 und 1943 im Garten des Szombathelyer Priesterseminars die Überreste einer Halle mit Mosaikboden (kaiserlicher Palast), basaltgepflasterte Straßen, die Fundamente von mehreren römischen Gebäuden und die Überreste der mittelalterlichen Burg freigelegt. Nach dem Zweiten Weltkrieg leiteten von 1960 bis 1988 Terézia Buócz und Tihámér Szentlélek die Ausgrabungen im Ruinengarten. Anhand ihrer Arbeit entwickelten die Országos Műemléki Felügyelőség (Nationale Aufsichtsbehörde für Denkmalschutz) und das Savaria Museum einen Plan für weitere Ausgrabungen und Restaurationsarbeiten. Den Plan zur Restaurierung sowie die Teilpläne zur Erstellung und Aufrechterhaltung der Denkmäler wurden von der Ingenieurin Ágnes Vladár erstellt. Im Laufe der Ausgrabungen sind weitere Räumlichkeiten des kaiserlichen Palastes aus dem 3. 4. Jh. n. Chr., das oktagonale Gebäude eines Bades und die baulichen Denkmäler früherer Perioden der Römerzeit entdeckt worden. An der Außenseite der durch mehrere Perioden benutzten Stadtmauer befand sich das Viertel der Keramiker, innerhalb lagen die durch basaltgepflasterte Straßen voneinander getrennten westlichen Wohnviertel der Colonia. Entlang der Fernstraße, welche die Stadt vom Westen her umrundete, wurden Zollstempel aus Bronze und ein Gebäude, das als Zollstation interpretiert werden kann, entdeckt. In den 1990er-Jahren endete die Forschung, auf Grund des

konstanten Geldmangels begann der Verfall des Ruinengebiets. Im Rahmen der Maßnahmen und Eingriffe zur Erhaltung der Ruinen liefen während der 2000er-Jahre kleinere archäologische Arbeiten, unter anderem zur Wasserentsorgung des oktogonalen Gebäudes, die Restaurierung der mit Fresken dekorierten Mauern sowie die fachliche Übersicht der Renovierung im kirchlichen Kollegium durch Péter Kiss. Umfangreiche Ausgrabungen durch Krisztián Anderkó und Réka Mladonicki folgten 2016 und 2017 unter dem durch Bomben zerstörten Flügel des Bischofspalastes und auf dem Platz vor der Kathedrale. Neben dem Mosaikraum des Kaiserpalastes konnte ein Abschnitt der mittelalterlichen Burgmauer dokumentiert werden. Eine der Höchstleistungen der ungarischen städtischen Archäologie war die Zustandsverbesserung der Mosaikböden in der Aula palatina, gefolgt von ihrer Bergung und der Ausgrabung der Fundstelle 2018 unter der Leitung der Archäologen Réka Mladoniczki und Krisztián Anderkó.

Heute ist der Ruinengarten Járdányi Paulovics István ein organisatorischer Teil des Savaria Museums. Er fungiert als archäologisches Freigelände, ein Teil der Fundstücke ist in der Dauerausstellung im Savaria Museum und im Iseum Savariense zu besichtigen.

Heiligtum des Mercurius

Innerhalb der Stadtmauern, im nordwestlichen Teil von Savaria, liegt das Heiligtum des Mercurius im Ruinengarten Járdányi Paulovics István. Händler und Reisende fanden bei der römischen Gottheit Mercurius Schutz, also ist es nicht verwunderlich, dass sein Heiligtum nicht weit von der Zollstation, in der Nähe der die Stadt nord-westlich umgehenden Straße, gebaut wurde. Terézia Buócz und Tihamér Szentléleký führten hier während der Erschließung des Ruinengartens Forschungen durch.

Im Gebiet des Heiligtums kamen während der Ausgrabungen 1980, unter der Leitung von Terézia Buócz, Fragmente von Altären aus Kalkstein – geweiht Iuppiter Optimus Maximus bzw. Mercurius – neben Darstellungen von Mercurius in Kalkstein-Relief und als Terrakottastatue sowie auch mehrere Bleivotive für Venus, Victoria, Matrona, Dea Syria (Abb. folgende Seite) zum Vorschein. Das Gebäude, das die sakralen Funde enthielt, wurde

als Mercurius-Heiligtum identifiziert. Die Restaurierungsarbeiten begannen bereits 1983. Die Rekonstruktion ergab einen sogenannten 'gallo-römischen Umgangstempel' mit als Bauopfer interpretiertem Urnenfund, datiert anhand von Münzen des Claudius und des Vespasian als das älteste Gebäude Savarias. Die späteren Publikationen befassen sich nur kurz mit dem Gebäude selbst, mehrere Rekonstruktionspläne wurden geschaffen, unter anderem auch ein Heiligtum-Gebäude mit drei Schiffen, erstellt von Gyula Hajnóczy. Bei den im Rahmen des ArcheOn Projekts im Oktober 2019 durchgeführten Grabungen versuchten wir vor allem Anomalien des Grundrisses und der Rekonstruktion zu klären. Während dem Aufbau der Rekonstruktion wurde der Boden auf die von der leitenden Archäologin als die Bodenebene der trajanischen Zeit interpretierte Schicht abgesenkt, daher konnten wir die Verhältnisse der sakralen Fundgruppe nicht mehr untersuchen, nur die Fundamente der Wände.

Anhand der Dokumentation der älteren Ausgrabungen und der neuen Forschung konnten wir folgende Feststellungen machen:

Das Gebäude hat mindestens drei, vielleicht vier Bauperioden, von diesen verfügt die zweite über eine etwas abweichende Ausrichtung und auch über Pfeilerfundamente an der östlichen und vielleicht an der südlichen Seite. Wir können mit einem offenen Innenraum rechnen, später wurden diesem Pfeiler eingebaut. Die unterste Steinreihe der ältesten Mauern wurden in opus spicatum Technik erstellt. Die Periode und Funktion der im inneren Raum gefundenen zwei freistehenden, großen gemauerten Säulenpaare konnte nicht geklärt werden, aber es ist sicher, dass kein anderes Säulenpaar dazu gehörte. Die Pilaster der nördlichen Mauern können der allerletzten Bauperiode zugeordnet werden und im Gegensatz zur Rekonstruktion wurden sie nicht mit der Hauptmauer gemeinsam errichtet. Außerdem gibt es keine Spur an der nördlichen Seite, dass es hier in der Römerzeit Pilaster gegeben hätte.

Die Datierung des Gebäudes anhand des Bauopfers ist falsch. Der Dokumentation von früheren Ausgrabungen zufolge wurden am erforschten Gelände mindestens acht Keramikurnen



geborgen, aber solche Objekte fand man sogar auf der anderen Seite der Straßenkreuzung. Anhand der damaligen Fotolisten und Grabungstagebücher haben die ausgrabende Archäologin und ihr Konsulent, Tihamér Szentlélek, diese eindeutig als Bestattungsurnen verifiziert, also diente das Gelände vor der Bebauung (Zeit von Claudius bis Vespasian) als Friedhof.

Die frühesten Bebauungen sind Balken-Gründungsgräben, die im Vergleich mit den späteren Steinmauern über eine etwas abweichende Ausrichtung verfügen. Die Schicht des Holzgebäudes kann anhand der darin gefundenen bronzenen As-Münze, einem phallischen Anhängsel und Keramikfunden in die Periode vom Ende des 1. Jh. n. Chr. bzw. an den Anfang des 2. Jh. n. Chr. datiert werden. Die erste Steinperiode kann in die erste Hälfte des 2. Jh. n. Chr. datiert werden, leider konnten wir die Umstände der Fassaden-Mauern und der Straßen (sie wurden zur Zeit von Traian-Hadrian gepflastert) nicht untersuchen. Den weiteren Perioden des Gebäudes konnten wir keine archäologischen Funde zuweisen. Nur anhand des Umbaus der übrigen ursprünglichen Mauertextur kann eine relative Chronologie erstellt werden. In der südöstlichen Ecke des inneren Raumes wird um die Wende des 3. und 4. Jh. n. Chr. bzw. in der ersten Hälfte des 4. Jh. n. Chr. einen Brunnen errichtet, welcher später mit Schutt aufgefüllt wurde. Das Gebäude wird bei der Erweiterung des Statthalter-Palastes niedergerissen und planiert – die Errichtung des Brunnes ist damit in Verbindung zu setzen.

Die sakrale Fundgruppe kam in einem kleinen Nebenraum zum Vorschein, welchen die Ausgräberin als Kabine/Zelle/Lararium/Niché bezeichnet, die Altäre lagen rundherum. Nur hier, im westlichen Teil des Innenraums, wurden Funde sakraler Natur getätigt. Diese lagen allesamt auf der kalkig-mörteligen Schicht, die als Begehungsniveau bestimmt wurde, also gab es keinen gelegten Bodenbelag. Die Wände des kleinen Raums wurden im Rahmen der Rekonstruktion völlig neu gebaut und in Beton gefasst. Seine ursprüngliche Funktion ist nicht bekannt, bis dato haben wir dazu noch keine Analogien bei sakralen Bauten der Römerzeit gefunden.

Mehrere Elemente der aktuellen Rekonstruktion entsprechen nicht der Realität. Die aus vulkanischem Stein errichteten, mit

Zapfen verbundenen Säulenelemente, die das östliche Säulenpaar repräsentieren, und die Kalkrosette des in der Mitte des Innenraums rekonstruierten Abflusses sind bei der Bodenabsenkung der Restaurierung ans Licht gekommen und dem Ausgrabungstagebuch zufolge „verfügen weder die mit Zapfen versehenen Säulen, noch die Rose des Ablaufs über einen ursprünglichen Platz, aber nicht einmal mit einer Spur davon.“ (1983.10.06. Buócz Terézia e.H.) Die völlig modernen, aus Kunststein gefertigten Elemente, welche die Säulen verbinden, geben den Eindruck, als wäre in der Mitte des Raums ein Atrium. Dies widerspricht sowohl einem Umgangstempel als auch einem dreischiffigen oder irgendwelchen anderen Heiligtum.

Zusammenfassend kann man sagen, dass trotz der geringen Qualität der Steinelemente der sakralen Fundgruppe diese eine herausragende Bedeutung hat. Obwohl die Fundstelle eindeutig mit der Gottheit Mercurius zusammenhängt, wurde die Existenz eines Heiligtums an der Fundstelle trotz der idealen Lage (Straßenkreuzung, Stadttor) bereits von Kinga Szigli in ihrer Diplomarbeit in Frage gestellt. Der Grundriss des Gebäudes unterstützt in sich selbst nicht die Funktion als Heiligtum, und auch durch den mehrfachen Umbau (3-4 Bauphasen in nur zwei Jahrhunderten) wird dies nicht belegt. Der Mangel eines gelegten Bodenbelags sowie die Anwesenheit der zwei großen Säulen ohne klare Funktion unterstützen es auch nicht. Ein Umgangstempel entspricht weder dem Raum noch der Zeitperiode, die Rekonstruktion durch Hajnóczy als dreischiffiges Gebäude behandelt die Grabungsergebnisse willkürlich. Zum Beispiel rekonstruiert er auf der östlichen Seite eine Vorhalle, einen Eingang zum Heiligtum und eine gepflasterte Straße, obwohl den Grabungsaufzeichnungen zufolge dort eindeutig andere Gebäude gestanden haben müssen. Der mit fremden Gebäudeelementen, gefundenen Säulen, Kunststein und atriumähnlicher Ausrichtung erschaffenen Rekonstruktion fehlt jede fachliche Grundlage. Anhand der aktuellen Forschungsergebnisse sehen wir die Funktion des von der früheren Forschung als Mercurius-Heiligtum bestimmten Gebäudes nicht als Heiligtum bestätigt. Die Funde und Überreste deuten viel mehr auf ein mehrfach umgebautes Wohnhaus hin. Die sakrale Fundgruppe hätte Teil eines Hausschreins sein können oder die Objekte wurden während des Baus des Statthalterpalastes von einem abgerissenen

Heiligtum (vielleicht des Mercurius) in der Nähe hier deponiert. Letztere Vermutung ist eher hypothetisch. Auf Grund der Eigenschaften der Fundstelle können weitere Forschung kaum neue Ergebnisse bringen. Eventuell könnte ein Schnitt im Bereich der gepflasterten Straßen der Kreuzung noch Fragen zur Chronologie klären.

Andrea Csapláros, Krisztián Anderkó, Péter Balázs





Irodalom

- ▶ ALFÖLDI A. (1936): Pannonia rómaiságának kialakulása és történeti keret. – Századok 70(1–3): 3–37, 70(4–6): 129–162.
- ▶ BUÓCZ T. (1968): Savaria topográfiája. – Szombathely, Vasi Szemle Könyvei, 178 pp.
- ▶ BUÓCZ T. (1975): Savaria úthálózatának kronológiája a Járdányi Paulovics István Romkertben. Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 5–6: 203–211.
- ▶ BUÓCZ T. és SZENTLÉLEKY T. (1970–1988) ásatási jelentései: Régészeti Füzetek 30, 1970, 27; 31, 1978, 59; 33, 1980, 40–41; 34, 1981, 43–44; 35, 1982, 55; 36, 1983, 50; 38/1985, 49–50; 40, 1987, 52; 41, 1988, 39.
- ▶ BUÓCZ T. (1991): A Járdányi Paulovics István Romkert helyreállítási és feltárási munkái (I. – III. sz.). – Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 20/1, 1991, 13–26.
- ▶ BUÓCZ T. (1992): Bruchstück einer Mercurius-Votivreliefs von Savaria. – In: Raznovszky, M. (Hrsg.): 2. Internationales Kolloquium über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaffens, Veszprém, 1992., 183–198.
- ▶ BUÓCZ T. (1998): Mercurius sanctuary. – In: Fitz Jenő (Hrsg.): Religions and cults in Pannonia. Székesfehérvár, Fejér Megyei Múzeumok Igazgatósága, 1998, pp. 86–87.
- ▶ BUÓCZ T. és GABLER D. (2002): Savariai városfal. A városfal építése a Terra Sigillaták tükrében. – Sárvár, 2002. pp. 166.
- ▶ BUÓCZ T. (2003): Altäre im Járdányi Paulovics István Ruinengarten. – In: Fitz Jenő: Pannonica provincialia et Archaeologica, Studia sollemnia E. Fitz octogenario dedicata, Libelli Arch. sn. I. Budapest 2003, 379–394.
- ▶ CSAPLÁROS A. (2017): Masterségek szerepe és hatása a római kori Savaria társadalmára. – Szakképzéstörténeti tanulmányok I. Szerk. Takács László. Budapest, 2017: 35–51.
- ▶ FETTICH N. (1920–1922): Komikus terracotta-szoborcák a szombathelyi múzeumban. – Archaeologiai Értesítő 39: 20–22. (Lapok Szombathely történetéből 71: 1–9., 1999)
- ▶ GÉFIN Gy. (1992): A Romkert feltárása (1938–1943). – Acta Savariensia 6 1992. p. 165.
- ▶ H. VLADÁR Á. (1991): A Járdányi Paulovics István Romkert helyreállítási munkái. – Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 20/1, 1991, 53–71.
- ▶ HAJNÓCZI GY. (1987): Pannónia római romjai. Budapest, Műszaki Könyvkiadó, p. 210.
- ▶ HÓDI A. (2014a): Bronzöntő műhelyek Savariában. – Ókor 13(3): 89–94.
- ▶ HÓDI A. (2014b): Ládikaveret. – In: SOSZTARITS O., BALÁZS P. & CSAPLÁROS A. (Hrsg.): A savariai Isis szentély. Isis savariai otthona – kiállítási katalógus, Sistrum Serie A. No. 2. Szombathely, Szombathely Megyei Jogú Város Önkormányzata, p. 187.
- ▶ HÓDI A. (2015): Ki önt fel a garatra? Római malomtöredékek Savariából. – In: TANAI I. (Hrsg.): Műtárgyesetek. Szombathely, Savaria Megyei Hatókörű Városi Múzeum, pp. 50–56.
- ▶ ISZTIN GY. – TÁRCZY T. – TÓTH E. (2013): A savariai császári palota és díszterme (Der Kaiserpalast von Savaria und sein Prunksaal). Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 36, 187–201.
- ▶ KISS G. – TÓTH E. – ZÁGORHIDI CZIGÁNY B. (1998): Savaria – Szombathely története a város alapításától 1526-ig. Szombathely, Szombathely Megyei Jogú Város Önkormányzata, 1998. p. 296.
- ▶ MLADONICZKI R. & SOSZTARITS O. (2009): Die Strecke der Bernsteinstrasse in Savaria. – In: Studia in honorem Dénes Gabler. Győr, Mursella Régészeti Egyesület, pp. 325–357.
- ▶ MÓCSY A. – FITZ J. (SZERK.) (1990): Pannoniai régészeti kézikönyve. Budapest. Akadémiai Kiadó. 1990. p. 386.
- ▶ PAULOVICS I. (1943): Savaria–Szombathely topográfiája. Acta Savariensia, Szombathely. Martineum Könyvnyomda RT, 1943, p. 63.
- ▶ SEY N. (2013): A pannoniai római kori bronzművéség műhelykérdései. – Manuscript. Dissertation, Budapest, Eötvös Loránd Tudományegyetem, p. 265.
- ▶ SOSZTARITS O., BALÁZS P. & CSAPLÁROS A. (2014) (Hrsg.): A savariai Isis szentély. Isis savariai otthona – kiállítási katalógus, Sistrum Serie A. No. 2. Szombathely, Szombathely Megyei Jogú Város Önkormányzata, 332 pp.
- ▶ SZENTLÉLEKY T. (1991): A Püspökkert – Járdányi Paulovics István Romkert helyreállítási és feltárási munkái (III. – IV. sz.). Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 20/1, 1991, 27–38.
- ▶ SZENTLÉLEKY T. – THURY L. (2005): Szombathely, Járdányi–Paulovics István Romkert” Műemlékvédelmi Szemle 2003/2. (Budapest 2005) 164 –166.
- ▶ SZIGLI K. (2008): Adalékok Mercurius pannoniai kultus-

zához, Egyetemi szakdolgozat ELTE 2008.

- ▶ TÓTH E. (1971): Savaria insularendszerének rekonstrukciója. (Rekonstruktion des Insula-System in Savaria). Archaeológiai Értesítő 98, 143–169.
- ▶ TÓTH E. (2011): Lapidarium Savariense. Savaria római feliratos kőemlékei. – Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 34(2): 288 pp.
- ▶ TÓTH E. (2011): Die spätrömische Palastanlage von Savaria. Die spätrömische Palastanlage von Savaria. in Bruckneudorf 2011, 275–284.
- ▶ TÓTH E. (2013): A savariai császári palota és díszterme. Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értesítője 36 (2013), 187–201.
- ▶ TÓTH E. (2016): Kereszténység megjelenése Pannóniában. – In: TÓTH E., VIDA T. & TAKÁCS I. (Hrsg.): Szent Márton és Pannónia. Kereszténység a római világ határán. Győr, Pannonhalmi Főapátság – Savaria Múzeum, pp. 200–225.
- ▶ Püspöki Palota ásatási dokumentáció (Savaria Múzeum Régészeti Adattár): RA 3686–16, RA 3789–17
- ▶ Aula Palatina hitelesítő ásatás dokumentáció (Savaria Múzeum Régészeti Adattár): RA 4326–21



Die Wasserleitung von Savaria

Das Gebiet des heutigen Transdanubien kam während des 1. Jh. n. Chr. allmählich unter römische Kontrolle. Um die Mitte des Jahrhunderts kam es zur Entstehung einer neuen Siedlung entlang der Bernsteinstraße: Savaria, gegründet für die Veteranen der Legio XV Apollinaris. Die Stadt erhielt ihren Namen nach ihrem Gründer Kaiser Claudius (41-54 n. Chr.): Colonia Claudia Savariensium, also die claudische Kolonie der Savarier. Die Siedlung erlebte eine ihrer Blütezeiten unter Kaiser Hadrian (117-138 n. Chr.) – um diese Zeit wurde das Kanalisationsnetzwerk gebaut, das Basaltpflaster der Straßen verlegt und auch die 20 Kilometer lange Wasserleitung errichtet, die frisches Wasser lieferte.

Zum Bau eines Aquaeductus sind genaue Planungsarbeit

ebenso wie die Messung der genauen Höhe von Anfangs- und Endpunkt unverzichtbar. Die Feststellung des idealen Neigungsgrades musste exakt stimmen, denn das Wasser wurde in der Leitung durch die Gravitation vorangetrieben. Zur Erfüllung der geodätischen Aufgaben verwendeten die römischen Ingenieure mehrere Nivellier- und Messgeräte. Während der Bauarbeiten wurden die lokal verfügbaren Steinsorten verwendet. Die kürzeren Leitungen wurden durchgehend in einem Stück, die längeren in mehreren Abschnitten gebaut. Zum Bau des Savaria-Kanals verwendete man Chloritschiefer, ein allgemein verwendetes Gestein aus den umgebenden Bergen. Anhand seiner Länge von 20 Kilometern und den Parametern der bekannten Abschnitte nimmt die Wasserleitung insgesamt etwa 35.000 – 40.000 m³ Gestein in Anspruch.

Das Wasser von entsprechender Qualität wurde aus Wasserläufen von der Erdoberfläche oder als Trinkwasser aus Quellen mit Dämmen oder mit Brunnenhäusern gesammelt und in die Leitung eingespeist. Die im ganzen Reich erbauten Leitungen waren größtenteils unterirdische Steinkanäle. Während der Errichtung wurde nach einem Plan ein entsprechend großer und über den richtigen Neigungsgrad verfügender Graben ausgehoben. Danach bauten sie die Leitung und vergruben alles erneut. Diese verfügen über 2 Arten von Strukturen: die sogenannte umgedrehte U-Form, was auf die Bedeckung der Leitung mit einem Gewölbe deutet, und die Form des rechteckigen Querschnitts, bei dem die Abdeckung aus horizontal verlegten großen Steinplatten bestand. Der Boden und die Seiten der Leitungen wurden mit wasserfestem Zement verstrichen. Dies verschloss etwaige Löcher und schuf zugleich eine glatte und gleichmäßige Innenfläche, was eine positive Auswirkung auf die Wasserlieferungseigenschaften der Leitung hatte.



Es kam vor, dass bei niedriger Bodenfläche die Leitungen auf Pfeiler gehoben wurden um die dauerhafte und kontinuierliche Neigung zu sichern. Diese Pfeiler waren zweifellos die spektakulärsten, für die römische Baukunst typischen Teile eines Aquädukts. Die Bögen wurden wiederholt verwendet, unter anderem in zu überwindenden Tälern und in Ebenen, wo es durch die Landschaft nicht möglich war die Neigung der Leitung beizubehalten. Arkaden wurde nicht nur benötigt um die Baukosten zu reduzieren – sie benötigten weniger Baumaterial und Geld – sondern auch um die Trasse der Leitung weiterhin für den Verkehr passierbar zu machen.

An den Endpunkten der Leitung wurden Gebäude errichtet, die zur vorübergehenden Lagerung oder Verteilung des eingehenden Wassers dienten. Zur ersten Kategorie gehörten die Wasserspeicher mit großer Kapazität, zur zweiten die Verteilungsbehälter. Von hier führten Rohre aus Keramik oder Blei zu öffentlichen Brunnen, Bädern und privaten Häusern.

Die Funktion und Trasse des Aquädukts von Savaria waren über Jahrhunderte der Forschung bekannt. Die früheste Erwähnung stammt aus dem 16. Jh. vom niederländischen Arzt und Botaniker Carolus Clusius; er beschreibt, dass die stark beschädigte Leitung drei Meilen lang am Fuße der Hügel verläuft und dass das von ihr gelieferte frische und gesunde Wasser von einer Quelle in der Nähe von Rechnitz (Burgenland) stammt. Im 18. Jh. schrieb Mátyás Bél von einem zur Lieferung von Wasser dienenden 6 Spannen (162 cm) breiten und 8 Spannen (216 cm) hohen, mit einem aus viereckigen Steinen bestehenden Boden versehenen, gewölbten unterirdischen Durchgang. János Mátyás Korabinsky erwähnt in seinem Werk über die Geschichte der ungarischen Höhlenforschung beim Beschreiben der Burg Rechnitz, dass in der Römerzeit von der Burg eine Leitung nach Szombathely führte. Die Bewohner der Siedlungen entlang der Trasse wussten auch von der Existenz der Leitung, aber die Volksüberlieferung identifizierte sie als einen „Tunnel“, der mit der osmanischen Belagerung von Kőszeg 1532 in Verbindung gebracht wurde.

Die Trasse des Aquaeductus Das Bozsok-Tal

Der Ausgangspunkt des Savarias aquaeductus wurde durch einen Zufall während der 1970er bekannt, als bei Erweiterung von Velems Wasserversorgung im oberen Teil des Bozsok-Tals Arbeiten durchgeführt wurden. Bei den Freilegungsarbeiten einer Quelle stellte sich heraus, dass sie nicht natürlichen Ursprungs war, sondern von einem noch immer funktionsfähigen römischen Wasserleitungsabschnitt stammte, dessen abgebrochene Dachplatte dem Wasser den Weg abschnitt und das Wasser daher entlang der Wurzeln einer Weide an die Oberfläche floss. Die Mitarbeiter des Wasserwerkes enthüllten an mehreren Stellen die Segmente der Sammelleitung aus der Römerzeit. Ihre Ergebnisse wurden am Ende der 1980er Jahren durch eine archäologische Ausgrabung verifiziert und so können wir uns ein genaues Bild über die Struktur und Dimensionen der Wasserleitung aus Chloritschiefer machen. Die 90 cm breite Leitung mit rechteckigem Querschnitt wurde mit horizontal gelegten Steinplatten bedeckt, die 2 cm dicken Seitenwände umgrenzten ein 40 cm breites und 35 cm hohes Kanalinneres. Das Innere des Sammlungszeigs wurde nach der gängigen Praxis mit einer 2,5 cm dicken wasserdichten Schicht ausgekleidet.

Die hier vorkommenden natürlichen Wasserläufe werden vom Regenwasser gespeist. Dieses aus Regenwasser gesammelte, aus Basaltfelsen entspringende Wasser ist auch dem römischen Architekten Vitruvius zufolge von ausgezeichneter Qualität und ist daher perfekt als Ausgangspunkt für einen Aquaeductus geeignet. In diesem Fall stammen die Quellen aus einem geologischen Umfeld, welches dazu beigetragen hat, dass die



leitungsschädigende Kesselsteinbildung – die Bildung von Calciumcarbonat – kein Problem darstellt.

Bozsok

Während der letzten Jahrhunderte wurden die kürzeren oder längeren Abschnitte der von seinem Ausgangspunkt nach Süden verlaufenden Leitung beim Bau von Häusern im westlichen Teil von Bozsok an die Oberfläche gebracht. Die Leitung zieht von Norden nach Süden durch die Siedlung, mit der Straße nach Rechnitz parallel laufend, und passt sich der Landschaft Richtung Staatsgrenze an.

Rechnitz

Der Teil der Wasserleitung in Österreich wurde seit den 1930ern fast zur Gänze erforscht und daher verfügen wir über genaue Daten, was sowohl Dimensionen als auch Struktur betrifft. Auf dem ungefähr 1,7 Kilometer langen Abschnitt nach der Grenze sind die Dimensionen der Leitung mehr oder weniger identisch mit denen, die im Bozsok-Tal dokumentiert wurden. Danach jedoch ist ein signifikanter Größenzuwachs zu beobachten, die 55 cm breiten und 125 cm hohen Seitenwände umschließen schon einen Innenraum von 60–70 cm Breite. Auf der inneren Seite und am Boden der Leitung findet man weiterhin wasserfesten Zement, die frühere Plattenbedeckung wird von einer 40–50 cm dicken, gewölbten Mauerung abgelöst. Die Vergrößerung erleichterte einerseits die Instandhaltung, indem die Leitung begehbare wurde, andererseits konnten auch weitere Wasserläufe entlang der Trasse ins Netzwerk eingespeist werden.

Bucu

Die Leitung überquert die ungarische Grenze an der westlichen Seite der Straße Rechnitz-Bucu und verläuft Richtung Süden. Die lokale Bevölkerung hat sie bevorzugt als Baumaterial verwendet. Aus den Steinen der Leitung wurde sogar ein Stall gebaut.

Bei der Kreuzung der Straße Bucu-Narda wurde im Rahmen einer Ausgrabung ein ungefähr 200 Meter langer Abschnitt enthüllt: die 40 cm breiten und 180 cm hohen Seitenwände umfassen einen 90–110 cm hohen und 70–80 cm breiten

Innenraum. Hier, in der Nähe des ehemaligen Bahnhofs, ist nach dessen Restaurierung ein Teil des Aquaeductus zu sehen.

Narda

Nicht weit von der Straße aus Narda ist ein nicht organisch in die Trasse passender Abschnitt entdeckt worden. In 2 Meter Tiefe liegt eine mit Steinen aus Csátár erbaute, mit Flachdeckung versehene Leitung, die einen 40 cm breiten und 60 cm hohen Innenraum umfasst. Es ist vorstellbar, dass dies ein Teil einer kleineren Sammelleitung gewesen ist.

Dozmat

Die Leitung biegt dem Arany-Bach folgend im weiten Bogen von Bucsu in Richtung Dozmat ab. In der archäologischen Forschung der Römerzeit im Komitat Vas (Eisenburg) ist der Name der Gemeinde nicht unbekannt. In den 1950er-Jahren wurde hier in der Mauer der Sankt Georg Kirche der aus Kalkstein gefertigte Grabstein des Publius Maecius Sabinus, eines Veterans der Legio XV Apollinaris, gefunden (3. Bild). Bei Renovierungsarbeiten kamen die Grundmauern eines römischen Gebäudes – vermutlich einer Villa – zum Vorschein.

Der Aquaeductus verläuft hier im unteren Teil des Hügelzuges, der durch Dozmat zieht. Ein vergleichsweise langer Abschnitt kam beim Bau eines Wasserspeichers ans Licht. Während der Erschließung wurde klar, dass die bestehende Leitung aus in gelblich-weißem Mörtel verlegten Chloritschieferplatten noch heute eine Rolle im Wasserhaushalt der Umgebung spielt. Die Freilegung der Leitung hatte schwere hydrologische Probleme verursacht. Aufgrund der dauerhaften Wassereinbrüche konnte sie nicht vollständig erforscht und dokumentiert werden. Das annähernd 100–110 cm hohe und 70–80 cm breite Leitungsinne mit umgekehrter U-Form wurde zur Abdichtung und Verbesserung der Strömung mit wasserfestem Material unterlegt. Die Trasse der enthüllten Leitung ist an einem Punkt wegen der Bauausführung in mehreren Sektionen und der Erhaltung der nötigen Neigung unterbrochen.

Torony

Am Ende der 1930er-Jahre kam in 200 cm Tiefe und ungefähr 50 m vom Bach entfernt ein Abschnitt der Leitung an die Oberfläche, als an dessen südlicher Seite ein Übungsplatz gebaut



wurde.

Sé

Den Dorfbewohnern war der Aquaeductus schon lange bekannt, seine Steine wurden auch bei Bauarbeiten wiederverwendet. Die Leitung mit den bereits beschriebenen Dimensionen und bekannter Struktur konnte an mehreren Punkten an der südlichen Seite des Arany-Bachs lokalisiert werden. Das Interessante an diesen Abschnitten ist, dass sie nur schlecht als zusammengehörend bestimmt werden können, also wurde hier ein Verbindungsrohr hinzugefügt, mit dem das Wasser eines nahen Baches ins Netzwerk eingespeist werden konnte.

Olad

An der westlichen Grenze von Olad ist ein Abschnitt 0,8 0,9 Meter



unter der heutigen Oberfläche ans Licht gekommen, davon war ein 3 Meter langes Segment in relativ gutem Zustand. Die auf gelblich-weißen Mörtel gelegte, aus Chloritschiefer bestehende 1,7 m breite Leitung verfügte über 45 cm dicke Seitenwände. Der Rest des Aquaeductus wurde bereits im Mittelalter entfernt und seine Steine sekundär verwendet. Auch die hier enthüllten Abschnitte waren nicht alle völlig identisch in der Ausrichtung. Der Grund dafür ist, dass die von der Gravitation betriebene Leitung für die entsprechende Neigung immer der Landschaft angepasst werden musste und, falls nötig, die Richtung änderte.

Die Leitung kam in der Nähe einer alten Wassermühle in Olad in den 1910er-Jahren zum Vorschein. Laut Augenzeugen war sie „so groß, dass ein Mensch hineinpasst“. Abschnitte der Leitung wurden in den letzten Jahrhunderten auch bei Hausbauarbeiten gefunden.

Szombathely

Westlich der Kárpáti Kelemen Straße kam 1944 beim Bau von Luftschutzkellern die Leitung hervor. An den Hängen der von hier südlich liegenden Traubenhügeln war sie „überall zu finden“.

Ab diesem Punkt verfügen wir über keine archäologischen Daten, also sind wir bezüglich der Wasserverteilung innerhalb von Savaria auf die Hilfe von Parallelen angewiesen. An seinem Endpunkt wurde entweder nach üblicher Praxis ein Wasserverteilungsbecken platziert oder die Leitung auf Pfeilern durchzog



die Stadt und die Wasserabnahme geschah direkt daraus. Aus den Speichern wurde das Wasser mit Blei- oder Keramikrohren zu den öffentlichen Brunnen, den Bädern und privaten Häusern geführt. Von diesen kennen wir in Savaria auffallend wenige: Bleirohre wurden sowohl beim Bau der Kathedrale als auch im Ruinengarten gefunden, ein mit einem Hundekopf dekoriertes Bronzerohr stammt aus der Hollán Ernő Straße.

Datierung

Innerhalb des Aquaeductus ist bisweilen kein zur Datierung geeigneter Fund zum Vorschein gekommen und er wird auch in keiner Inschrift erwähnt. Darum ist eine direkte Datierung nicht möglich.

Die Periode des großen Wasserleitungsbaus im Römischen Reich fällt zwischen 1. Jh. v. Chr. und 2. Jh. n. Chr. Die Erschließung der Städte, genauer gesagt ihre Versorgung mit Wasserleitungen, fand zwischen den Regierungszeiten der Kaiser Augustus (27 v. Chr. – 14 n. Chr.) und Traian (98–117 n. Chr.) statt. Anhand dessen können wir mit Recht denken, dass die Wasserleitung von Savaria irgendwann am Ende des 1. Jh. bzw. am Anfang des 2. Jh. n. Chr. erbaut wurde. Diese Datierung unterstützen sowohl ein Badehaus aus der Ära Domitians (81–96 n. Chr.) – solche Anlagen mussten schon mit fließendem Wasser versorgt werden – als auch das

Abwasserleitungsnetz, welches auf die Zeit unter Traian, möglicherweise unter Hadrian (117–138 n. Chr.) datiert werden kann. In Bezug auf die Wasserleitungen muss der Stellenwert des Letzteren betont werden, weil der Wasserüberschuss aus dem Wasserleitungsnetzwerk in den ebenfalls mit Gravitation funktionierenden Kanal floss und somit half diesen sauber zu halten. Dies trug damit zur Verbesserung der Stadthygiene bei.

Wie lange dieses System funktionierte ist noch unklar. Der römische Autor Ammianus Marcellinus beschreibt, dass beim Besuch Kaiser Valentinians in Savaria 374 n. Chr. eine Eule sich in den Giebel des kaiserlichen Badehauses eingenistet hatte. Anhand dessen können wir vermuten, dass um diese Zeit der Aquaeductus, der das Badehaus versorgte, noch in Betrieb war.

Hydrologische Untersuchung

Mit Hilfe der Hydrologie ist es möglich die Wasserlieferungsfähigkeit des Aquaeductus zu erforschen. Die Grundlage für die Berechnung bildet die Kenntnis der Geschwindigkeit des Wassers, das in der Leitung fließt. Anhand dessen kann man die Wasserausbeute, die von der Leitung geliefert wird, berechnen.

Die tägliche Wasserausbeute wird anhand eines Querschnittes mit einem durchschnittlichen Durchlässigkeitsgrad von 0,8802 m³/s berechnet, was ungefähr 76.000 m³/Tag ausmacht.

In Hinblick auf diese Zahlen ist es eindeutig, dass die Wasserleitung des antiken Szombathely zu den Kanälen größerer Kapazität gehörte. Es muss auch in Betracht gezogen werden, dass die oberen Daten die maximale Auslastung des Innenraums berücksichtigen, also dass das Wasser im Inneren der Leitung bis zum obersten Punkt der wasserfesten Schicht reichte. Bei manchen Aquädukten ist anhand des markanten Verschleißes des wasserfesten Materials abzulesen, dass das strömende Wasser ungefähr Zweidrittel des Innenraumes ausfüllte. Demnach können wir vermuten, dass die reale Wasserausbeute 40 bis 50 Prozent geringer war als die oben angegebenen Werte.

Die Menge des Wassers, welches vom Aquaeductus transportiert wurde, kann auch mit einer anderen Methode berechnet werden. Die aktuelle Wasserausbeute von einem Teil der Quellen, welche die Leitung versorgt hatten, kann gemessen werden. Mit der

Zusammenfassung der Daten bekommen wir annähernd 35–40 l/s-t (=0.04 m³/s), was eine tägliche Leistung von 3456 m³/Tag ausmacht. Wenn wir dies auf eine hypothetische römerzeitliche Bevölkerung von 10.000 Bewohnern verteilen, ergibt es eine Menge von 345.6 l/Person/Tag. Diese Ergebnisse erreichen zwar bei weitem nicht die zur Verfügung stehende Lieferungskapazität, aber sie sind mehr als ausreichend für die vollständige Versorgung.

Die Trasse des Aquaeductus von Savaria ist also mehr oder weniger bekannt, aber einzelne Abschnitte – die Ausarbeitung der Quelleneinnahme, die Verbindung zwischen dem Rechnitz-Bach und der Leitung, das Verhältnis zwischen den verschiedenen, mit unterschiedlichen technischen Lösungen realisierten Teilen – die genaue Hydrologie, die Lage des castellum divisorum und das System der Wasserverteilung benötigen aber noch weitere Forschungen.

Zum Vergleich				
	Innengröße (cm)	Neigung (‰)	Transportierte Menge (m3/s)	Kapazität (m3/Tag)
Trier	72 x 90	0,6	0,483	41.750
Nîmes	130 x 74	0,342	0,658	56.800
Arles	85 x 110	0,625	0,797	68.900
Köln	73 x 72	3,6	0,901	77.850
Metz	110 x 80	1,0	0,990	85.500
Aqua Appia	69 x 168	0,5	0,57	49.200
Aqua Anio Vetus	91 x 229	1,5	0,99	85.500
Aqua Marcia	152 x 259	1,3	1,11	95.900
Aqua Tepula	76 x 107	1,3	0,14	12.000
Aqua Iulia	61 x 152	1,3	0,47	40.600
Aqua Virgo	61 x 175	0,25	0,63	54.500
Aqua Claudia	91 x 198	1,3	1,47	127.000

Literatur

- ▶ ANDERKÓ K. (2006): Savaria vízvezetéke. Savaria a Vas megyei Múzeumok Értesítője, 30: 9 - 46.
- ▶ BUÓCZ T. (1967): Savaria topográfiája. Szombathely, pp. 148.
- ▶ BUÓCZ T. (1991): A Járdányi Paulovics István romkert helyreállítási és feltárási munkái. — Savaria a Vas megyei Múzeumok Értesítője, 20(1): 22.
- ▶ B. THOMAS E. és PROKOPP Gy. (1959): Bél Mátyás: Hungariae Novae Notitia. Membrum III. De Sabaria. Vasi Szemle, 2: 48–50.
- ▶ FAHLBUSCH, H. (1983): Über Abflußmessung und Standardisierung bei den Wasserversorgungsanlagen Roms. Wasserversorgung im antiken Rom. München, p. 134.
- ▶ GREWE, K. (1983): Neue Ausgrabungen im Verlauf der römischen Wasserleitungen nach Köln. Bonner Jahrbücher, 183: 343–384.
- ▶ GREWE, K. (1985): Planung und Trassierung römischer Wasserleitungen. — Schriftenreihe der Frontinus-Gesellschaft Supplementband I, Wiesbaden, pp. 108.
- ▶ HODGE, T. A. (1992): Roman Aqueductus & Water Supply. London, pp. 504.
- ▶ HORVÁTH T. A. (1993): Szombathely a XV–XVIII. Században. Acta Savariensia, 8, p. 8.
- ▶ ILON G., SOSZTARITS O., OROSS K., és MOLNÁR A. (2001): Előzetes jelentés a Sé-Doberdón végzett 1998. évi leletmentésről. Régészeti kutatások Magyarországon, 1998: 66–68.
- ▶ KISS G., TÓTH E., ZÁGORHIDI C. B. (1998): Savaria – Szombathely története. Szombathely, pp. 8–78.
- ▶ LAMPRECHT, O. (1948): Die römische Wasserleitung für Savaria. Bürgerländische Heimatblätter, 1948: 109–113.
- ▶ LANG-AUINGER, C. (1986/87): Die römische Wasserleitung nach Savaria. Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes In Wien, 57: 293–316.
- ▶ LIPP V. (1880): Tanulmányok. IV. Vázlatok Colonia Claudia Savaria közéletéből. Szombathely, p. 55.
- ▶ MAYER L. és TÓTH K. (1993): Régészeti kutatások Vas megyében 1952–1989. Szombathely.
- ▶ NEYSES, A. (1980): Die Ruwer-Wasserleitung des roemischen Trier. Trier, pp. 23.
- ▶ PÓCZY K. (1980): Közművek a Római kori Magyarországon. Budapest, Műszaki kiadó, pp. 154.
- ▶ SABLauer E. (1976): Savaria aquaeductusa. Hidrológiai Társaság ülésén 1976. február 13.-án megtartott előadás szövege.
- ▶ SABLauer E. (1979): Savaria aquaeductusa. Hidrológiai Tájékoztató, 1979: 5–7.
- ▶ SCHÖNVISNER I. (1791): Antiquitatum et historiae Sabariensis ab origine usque ad praesens tempus libri novem. Pestini, p. 61.
- ▶ SOSZTARITS O. (1994): Topográfiai kutatások Savaria déli városrészében. Lapok Szombathely Történetéből, 21: 5.
- ▶ SZENTLÉLEKY T. (1965a): Ásatási jelentés. Régészeti Füzetek, 18: 34.
- ▶ SZENTLÉLEKY T. (1965b): Ásatási jelentés. Archeologiai Értesítő, 92: 237.
- ▶ SZENTLÉLEKY T. (1968): Ásatási jelentés. Régészeti Füzetek, 1/21: 30.
- ▶ TÓTH E. és ZÁGORHIDI C. B. (1999): Carolus Clusius leírása Szombathely városáról 1585-ben. Panniculus Ser. C. No. 117: 2.
- ▶ TÜRRE E. (1953): Savaria aquaeductusa. Archeologiai Értesítő, 80: 129–133.



Die Befestigungsanlagen von Burg

Das rund 3,6 ha große Areal der Anlage von Burg liegt am Rande der nördlichen Ausläufer des Csaterberg-/Eisenbergmassivs auf dem sogenannten Burger Höhenrücken in der südburgenländischen Gemeinde Hannersdorf im Bezirk Oberwart. Es wird im Südwesten durch die tief in das Gelände einschneidende Schlinge der Pinka sowie im Osten durch den Zusammenfluss von Tauchenbach, Erlbach und Pinka und der damit entstandenen, sich bis zum Schandorfer Wald ausbreitenden Schwemmebene im Nordosten definiert. Das damit nahezu inselartig von Fließgewässern umgebene sowie von steil abfallenden Abhängen und großflächigen Hochterrassen charakterisierte Plateau ist für Siedlungszwecke topographisch als außerordentlich günstig zu bezeichnen: Während im Nordosten eine großzügige, eher flache Hochebene liegt, bildet der ca. 80 m breite, gratartige Rücken im Südwesten, welcher im Norden, Süden und Westen von steilen Abhängen zur Pinka geschützt wird, einen geeigneten Rückzugsort.

Die bisherige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Fundplatz beschränkte sich neben einer Fundmeldung von 1935 auf einige Suchschnitte in den 1950er Jahren, die eine Nutzung des Areals vom dritten Jahrtausend v. Chr. bis in das 15. Jahrhundert n. Chr. belegen. Seitdem bildeten systematische archäologische Untersuchungen ein Desiderat der Forschung.

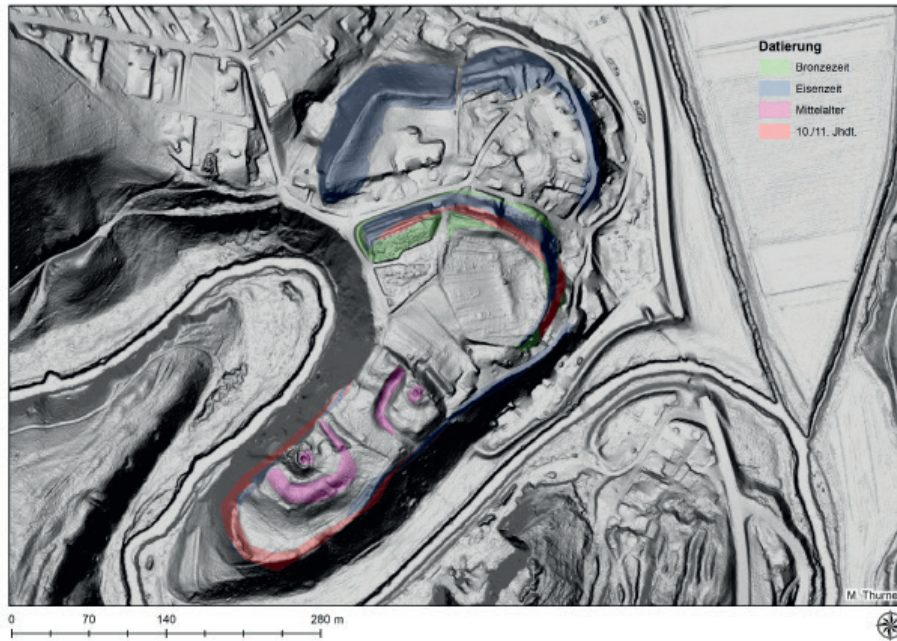
Grabungsschnitt öffentlicher Weg

Um einen ersten Einblick in die Befundlage und Schichten des mittleren Plateauabschnittes (sog. Mittelwerk) zu erhalten, wurde südlich der Filialkirche zum Heiligen Andreas eine Grabungsfläche (F01) im Ausmaß von rund 118 m² definiert, die dem Verlauf eines unbefestigten Feldweges folgte, der Richtung Süden leicht abfällt.

Durch die ältesten Befunde in dieser Grabungsfläche konnte eine ausgeprägte Besiedlung des Areals im Mittelneolithikum nachgewiesen werden. Teile von Linearbandkeramik deuten auf eine Erstbesiedlung im Altneolithikum hin. Durch spätere Erdbewegungen waren hier jedoch keine Befunde in der originalen Lage mehr möglich. Die lengyelzeitliche Nutzung des Berges erfolgte in mehreren Phasen, welche in Form von Siedlungsbefunden greifbar gemacht werden konnten, welche bronzezeitlich, eisenzeitlich und mittelalterlich gestört waren (vgl. Abb. 01).

Nach den prähistorischen Besiedlungsphasen des Hochplateaus und einer längeren Lücke ab dem Ende der frühen Eisenzeit tritt der nächst älteste Befund in Form einer isolierten hochmittelalterlichen Sonderbestattung auf, die mittels C14-Datierung dem 11. Jahrhundert zugeordnet werden kann. Erste anthropologische Untersuchungen des Skeletts weisen auf perimortale Gewalteinwirkung und damit vielleicht auf das Schicksal eines vermeintlichen Folter- bzw. Hinrichtungsofers hin. Die Grablegung dieses Individuums erfolgte eindeutig außerhalb eines geschlossenen Gräberfeldes. So könnte die hier dokumentierte Sonderbestattung trotz der räumlichen Abgeschiedenheit außerhalb des gesellschaftlich akzeptierten Bereiches zumindest auf die Nähe eines mit regulären Bestattungen belegten Friedhofes und damit indirekt auf die im Baubestand bereits zu vermutende frühmittelalterlichen und hochmittelalterlichen Vorgängerphasen der Kirche des Hl. Andreas hindeuten.

Für das Spätmittelalter konnten ein möglicher Baubefund im Süden sowie großflächigere Planierungen und eine amorphe Grube dokumentiert werden. Letztere lässt auf intensive Materialentnahmen schließen und könnte in Zusammenhang mit den offensichtlichen Erdbewegungen im Zuge der bis heute erhaltenen Wallaufschüttungen und der Kernburg stehen.



Bemerkenswert ist schließlich der Umstand, dass direkt nach Abtrag des rezenten Oberbodens in der gesamten Fläche keinerlei nachmittelalterliche Befunde oder Funde zu Tage kamen. Auch das Material aus dem maschinell abgetragenen Humus wies kein einziges Objekt aus der Zeit zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert auf. Dies lässt darauf schließen, dass nach dem historisch überlieferten Niedergang des schwer befestigten Standorts Burg im ausgehenden Spätmittelalter keine intensive Neubesiedlung des sog. Mittelwerkes oder gar des gesamten Plateaus mehr erfolgte, sondern die Nutzung bereits unmittelbar danach der ab dem 19. Jahrhundert greifbaren Garten-, Wald- und Weideflächen entsprach.

Grabungsfläche Kernburg

Der zweite Grabungsschnitt (F02) erfolgte im Kernbereich des in der älteren Forschung als „Rückzugswerk“ bezeichneten Areals am südwestlichen Ende des Höhenrückens, direkt innerhalb der auf einem Sporn auf 275 m über Adria um bis zu 13 m erhöht liegenden und sich im Gelände noch deutlich abzeichnenden mittelalterlichen Burg. Die stark bewaldeten Strukturen ließen sich bereits vor Grabungsbeginn als 30 × 35 m große, geschlossene Burganlage interpretieren. Diese weisen einen zentralen Rundturm mit 9,5 m im Durchmesser als Bergfried auf, um den sich konzentrisch und auf mehreren abgestuften Terrassen bis zu vier nicht näher definierbare Bauelemente gruppieren. Sie wurden möglicherweise im Norden und Westen von einer Ringmauer umfasst. Nach Süden und Osten umgibt eine großzügige halbkreisförmig geführte Wall-Grabenanlage diesen Kernbereich, der zum nordöstlichen Plateau hin durch einen weiteren, 6 m breiten Halsgraben abgeschnitten wird. Östlich daran schließt das von einem bis zu 18 m breiten und heute noch 3 m tiefen Graben umgürtete Vorwerk an, das einen weiteren, NO/SW-verlaufenden Graben als vorderste Sperre zum östlichen Mittelplateau überragt und ebenfalls einen 8 × 8 m großen Turmbau in seiner Mitte erkennen lässt. Um das gesamte Bergplateau zieht sich entlang der Hangkante zudem ein Außenwall.

Die früheste bislang bekannte urkundliche Nennung der Burganlage stammt aus dem Jahr 1244 und betrifft die königliche Schenkung an das örtlich ansässige, deutsche Adelsgeschlechts

der Csém mit dem als Óvár (ungarisch für alte Burg) bezeichneten Burger Plateau durch König Béla IV. Eine zeitliche Nähe zum Mongolensturm in Ungarn 1241 ist augenscheinlich und die Belehnung kann damit in Zusammenhang stehen.

Aus der Bezeichnung Óvár wurde bislang das Bestehen einer früh- oder hochmittelalterlichen Vorgängerbefestigung abgeleitet, was an sich zwar als möglich gelten kann, bis heute aber nur durch verlagerte Funde des gebrannten Lehmbaustoffes einer sogenannten „Vörös Sanc/Roten Schanze“ zu vermuten ist. Klarer geht aus der Quelle dagegen die Errichtung einer Burg durch die Csém, die sich von da an als Óvári bezeichneten, hervor. Die Geschichte der Befestigungsanlage ist in weiterer Folge von teils gewaltsamen Herrschaftswechseln geprägt, die auch mit umfassenden Zerstörungen einhergegangen sein dürften. Durch die Schenkung des Königs Ladislaus V. 1459 ging Óvár schließlich in den Besitz Andreas Baumkirchers und seiner Nachfolger über, die nach einer für 1489 belegten Zerstörung die Burg vernachlässigten und damit den spätestens im frühen 16. Jahrhundert erfolgten Niedergang und Verfall der Anlagen einleiteten.





Die 8,8 × 5,2 m große Grabungsfläche F02 wurde zwischen dem zentralen Rundturm und einem nordöstlich daran anschließenden Mauerzug in einem Bereich angelegt. Bei 2,95 m relativer Grabungstiefe konnte schließlich der Übergang von den mittelalterlichen zu durchgehend prähistorischen Schichten festgestellt werden. Gewachsener Boden konnte an keiner Stelle bis zum Ende der Grabungskampagne erreicht werden.

Durch diese Grabung konnte erstmals seit den 1950er Jahren der Kernbereich der mittelalterlichen Siedlungsentwicklung der Burger Anlage näher beleuchtet werden. Die dabei auftretenden Funde belegen eine Siedlungstätigkeit im Neolithikum und der mittleren Bronzezeit, mit ersten erhaltenen Schichtabfolgen in der Hallstattzeit. Für die jüngere Eisenzeit, die Römische Kaiserzeit bis in die Spätantike, sowie dem Früh- und Hochmittelalter konnten lediglich vereinzelte Funde aus umgelagerten Kontexten festgestellt werden. Die früheste mittelalterliche Befestigung in Form einer gemauerten Burganlage ist für das ausgehende Hochmittelalter um die Mitte des 13. Jahrhunderts belegbar. Eine Verbindung zur archivalisch überlieferten königlichen Schenkung an das Adelsgeschlecht der Csém in dieser Zeit erscheint möglich.

Ab dem späten 13. Jahrhundert kam es zum Bau der in Stein ausgeführten Burganlage, wie sie sich bis heute in Resten erhalten hat. Als ältestes Bauelement im Bereich des Grabungsschnittes dürfte der Bergfried als Rundturm errichtet worden sein. Zahlreiche daran anschließende Schichten belegen eine vielphasige Nutzung der Burg im ausgehenden 13. bis in das 14. Jahrhundert hinein. Erst ab der Mitte des 14. Jahrhunderts dürfte es zu einem Ausbau des Kernburgbereichs gekommen sein, im Zuge dessen der Baukörper nordöstlich des Rundturmes errichtet wurde. Eine erhaltene Zugangssituation mit anschließender Mauertreppe erlaubt die Rekonstruktion eines mehrgeschoßigen, sich nach Norden erstreckenden Baus (vgl. Abb. 02).

Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts muss die Anlage schlagartig aufgegeben worden sein, da Funde des 15. Jahrhunderts kaum und jüngere gar nicht mehr vorhanden waren. Die Steinbauphase des Kernwerkes von Burg kann damit als spätmittelalterlicher Bau angesprochen werden, der möglicherweise auf einer im

Grabungsbefund kaum mehr erhaltenen, hochmittelalterlichen Holz-Erde-Vorgängerbefestigung an einem seit dem Neolithikum besiedeltem Platz errichtet wurde.

Hannes Herdits, Alarich Langendorf, Andreas Steininger

Literatur

- Ortsaktenarchiv der Burgenländischen Landesmuseen, Ortsakte Burg, Briefe von K. Halaunbrenner an das Burgenländische Landesmuseum, Zl. LM. 13/41 - 1931, 8. Mai 1931, Punkt 3; Zl. LM. 2/42, 8. Nov. 1935; Zl. LM. 2/43, 15. Nov. 1935
- Th. Kührtreiber, Handwerksgeschichtliche und ideologische Aspekte mittelalterlichen Mauerwerks am Beispiel Österreichs, in: Mittelalterarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks, Soest 2005, 187–208
- P. Mitchell, D. Schön, Zur Struktur und Datierung von Mauerwerk in Wien, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LVI, 2002, Heft 4, 462–473
- Ortsaktenarchiv der Burgenländischen Landesmuseen, Ortsakte Burg, Grabung Burg, H. Mitscha - Märheim Ohrenberger - B. Saria, Fundbericht 12/52, Mai 1952
- H. Mitscha-Märheim, A. Ohrenberger, B. Saria, Bericht über eine Probegrabung in der mittelalterlichen Burganlage von Burg, in: K. Ulbrich A. Ratz, Die Wehranlagen von Burg. Eine topographische, historische und burgenkundliche Untersuchung, Burgenländische Forschungen 25, Eisenstadt 1954, 184–196
- G. Seebach, Zeitspezifische Strukturen des mittelalterlichen Mauerwerks, in: Denkmalpflege in Niederösterreich 12, 1993, 19–23
- K. Ulbrich - A. Ratz, Die Wehranlagen von Burg. Eine topographische, historische und burgenkundliche Untersuchung, Burgenländische Forschungen 25, Eisenstadt 1954



Gemeinsame Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten

Im Rahmen des ArcheOn Projekts (ATHU121) im Programm INTERREG V-A Österreich-Ungarn wurde die gemeinsame Konservierungs- und Restaurierungsdokumentation der Funde an allen sechs Fundorten nach dem zuvor erarbeiteten, gemeinsamen Methodenhandbuch und den aktuellen gesetzlichen Regelungen abgeschlossen. Während der Reinigung und dem Kleben der Fragmente wurden einige archäologische Funde von herausragender kulturhistorischer Bedeutung zusammengesetzt und für die Nachwelt und die spätere wissenschaftliche Bearbeitung erhalten. In dieser kurzen Zusammenfassung werden die drei aus archäologischer Sicht bedeutendsten Funde vorgestellt:

Gefäße aus der frühen Lengyel-Epoche

Bei den Ausgrabungen wurden äußerst viele Keramikfragmente, Abschläge von Steingeräten und Tierknochen in zwei länglichen Gruben (bzw. Gräben) eines Langhauses gefunden. Unter den vielen Keramikstücken wurden auch Fragmente mit plastischen Tierapplikationen (Stier, Vogel) und bemalte Stücke gefunden, aber es gab auch ein paar Idol-Fragmente. Unter den vielen, meist aus den Rohstoffvorkommen Transdanubiens stammenden Steingeräten waren auch manche besonders spannende Stücke.

Die Konservierung und Restaurierung der Keramikfragmente ergaben mehrere zusammenpassende Gefäße. Sie sind alle sehr charakteristisch, vor allem für die früheren Phase der Lengyel-Kultur: grob gemagerte, handgeformte, kugelige Gefäße mit ausbiegendem Rand, sowie Töpfe mit S-Profil und kugelige Schüsseln, die auf der Seite oder auf der Schulter mit Kerben oder bikonischen Kerben dekoriert sind.

Urnen aus der Hallstatt Zeit

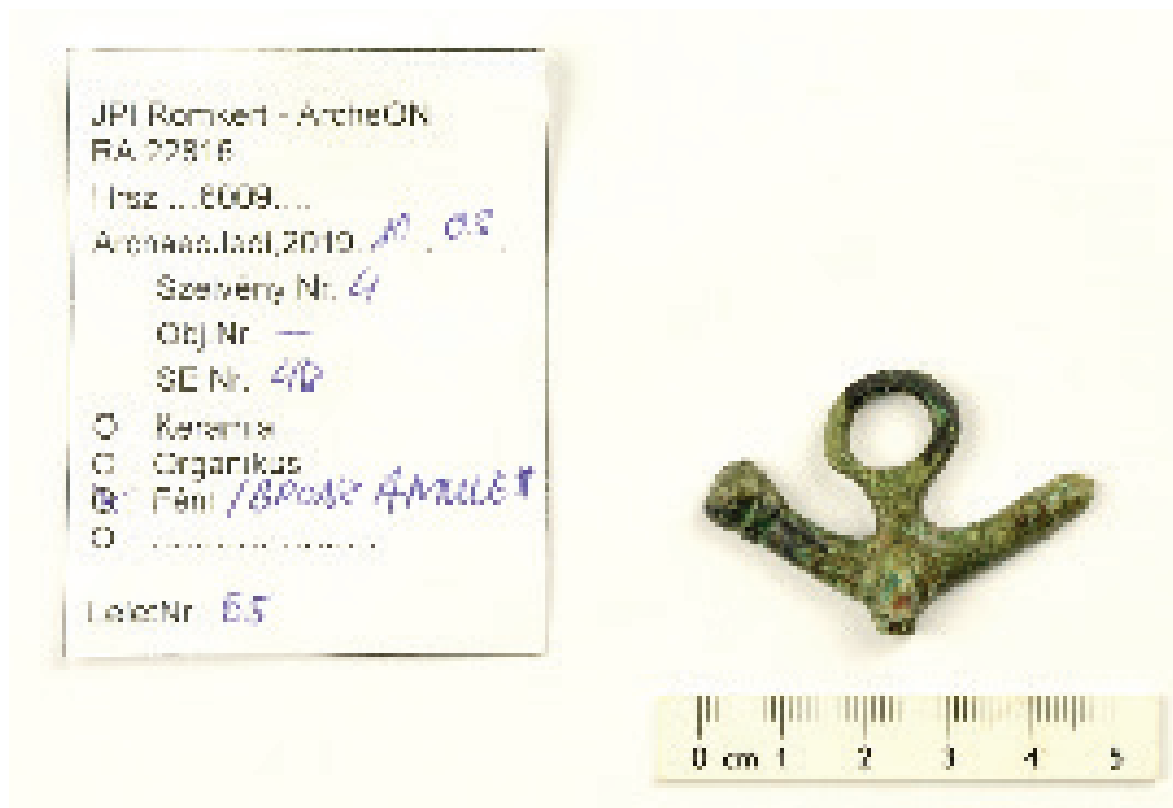
Bei der Ausgrabung des Hügelgrabes wurden eine größere Menge Keramikfragmente sowie ein vermutlich auf einem Herd verbranntes Bronzefragment, darunter das Fragment eines Armreifes, entdeckt. Die im Grab gefundenen Keramikfragmente waren um zwei größere Urnen sowie einige Schalenfragmente gruppiert.

Die zusammengesetzten Fundstücke gehören zu einer größeren, rotbemalten, mit Mäandern verzierten Urne, einer dunkelschwarzen, Metalltöpfe imitierenden Urne mit der Verzierung einer Sonnenscheibe und ausgeprägten Rippen und zwei mit kleineren Applikationen verzierten Schalen, die ins Grab gelegt wurden. Diese Gefäße wurden wegen ihrer Beschaffenheit und Form während der HaC2-Periode hergestellt.

Das riesige Hügelgrab hat immer wieder die Aufmerksamkeit der in späteren Epochen vorbeiziehenden Bevölkerungsgruppen auf sich gezogen. So konnte dann festgestellt werden, sodass







irgendwann in den letzten Jahrhunderten der Völkerwanderungszeit aufeinandergetürmte Gefäße in der Aufschüttung des Hügels, wahrscheinlich zu rituellen Zwecken, deponiert wurden.

Phallusförmiger Anhänger aus der römischen Epoche – Ruinengarten

Eines der interessantesten Stücke aus der Vielzahl der im Ruinengarten ausgegrabenen Funde ist ein bronzenes, um den Halszuhängendes Amulett aus dem 1. bis 2. Jh. n. Chr. Für die Menschen in der Römerzeit war es selbstverständlich, dass ihre Welt voller sichtbarer und unsichtbarer Gefahren war. Hinter Unfällen, Krankheiten und Unglücken vermuteten sie den Groll der

übernatürlichen Mächte, menschliche Bosheit, den bösen Blick oder schädliche Zaubersprüche.

Vor solchen Gefahren musste man sich von Geburt an schützen. Neugeborene und Kleinkinder galten als besonders gefährdet, deshalb wurden ihnen Amulette und Halsketten aus Knochen, Metall oder Bernstein um den Hals gelegt. Phallusförmige Anhänger sind bei diesen Schmuckstücken üblich und haben sich als besonders effektiv bei der Abwehr bössartiger Kreaturen und der Verteidigung gegen den bösen Blick erwiesen.

